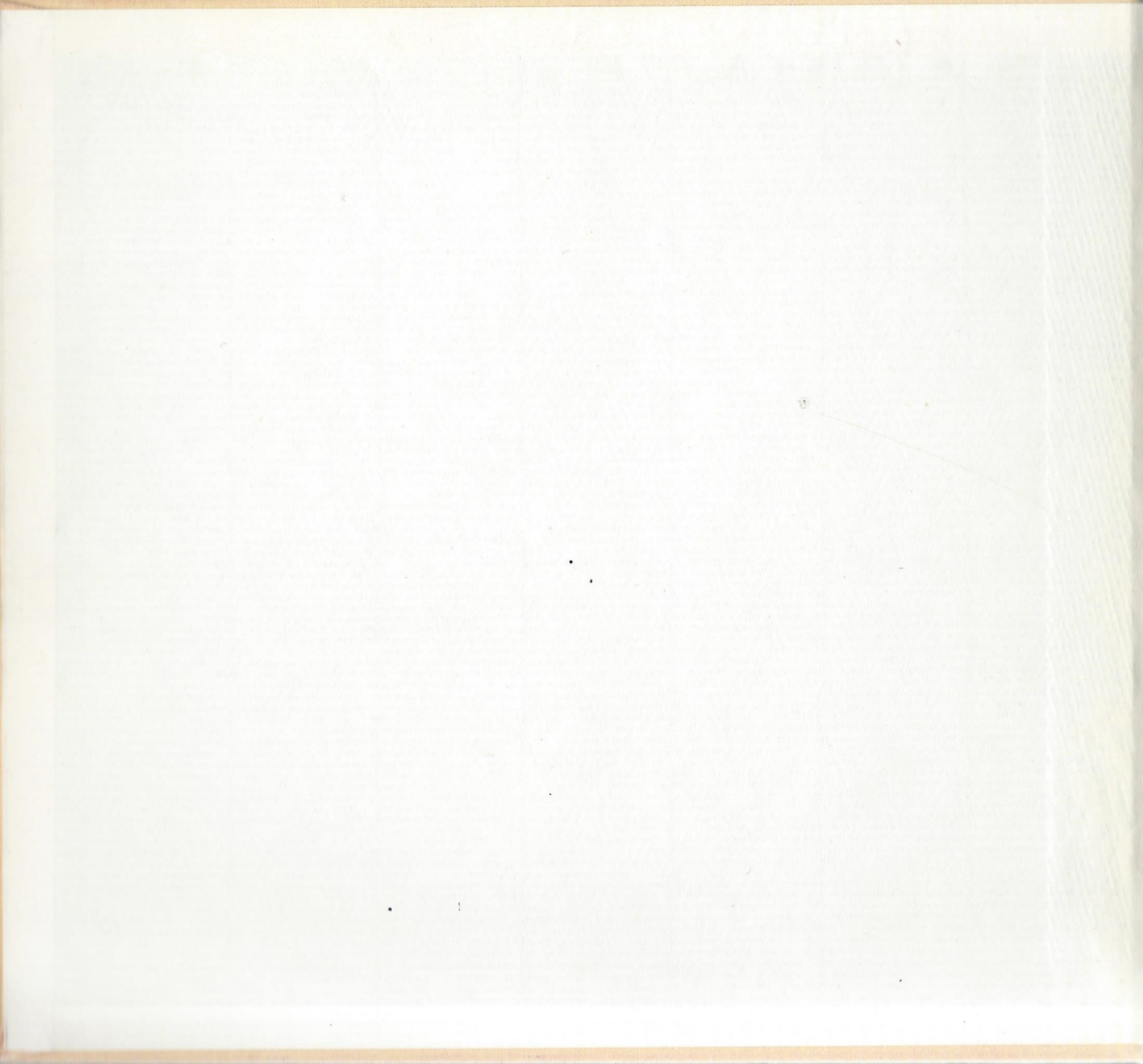
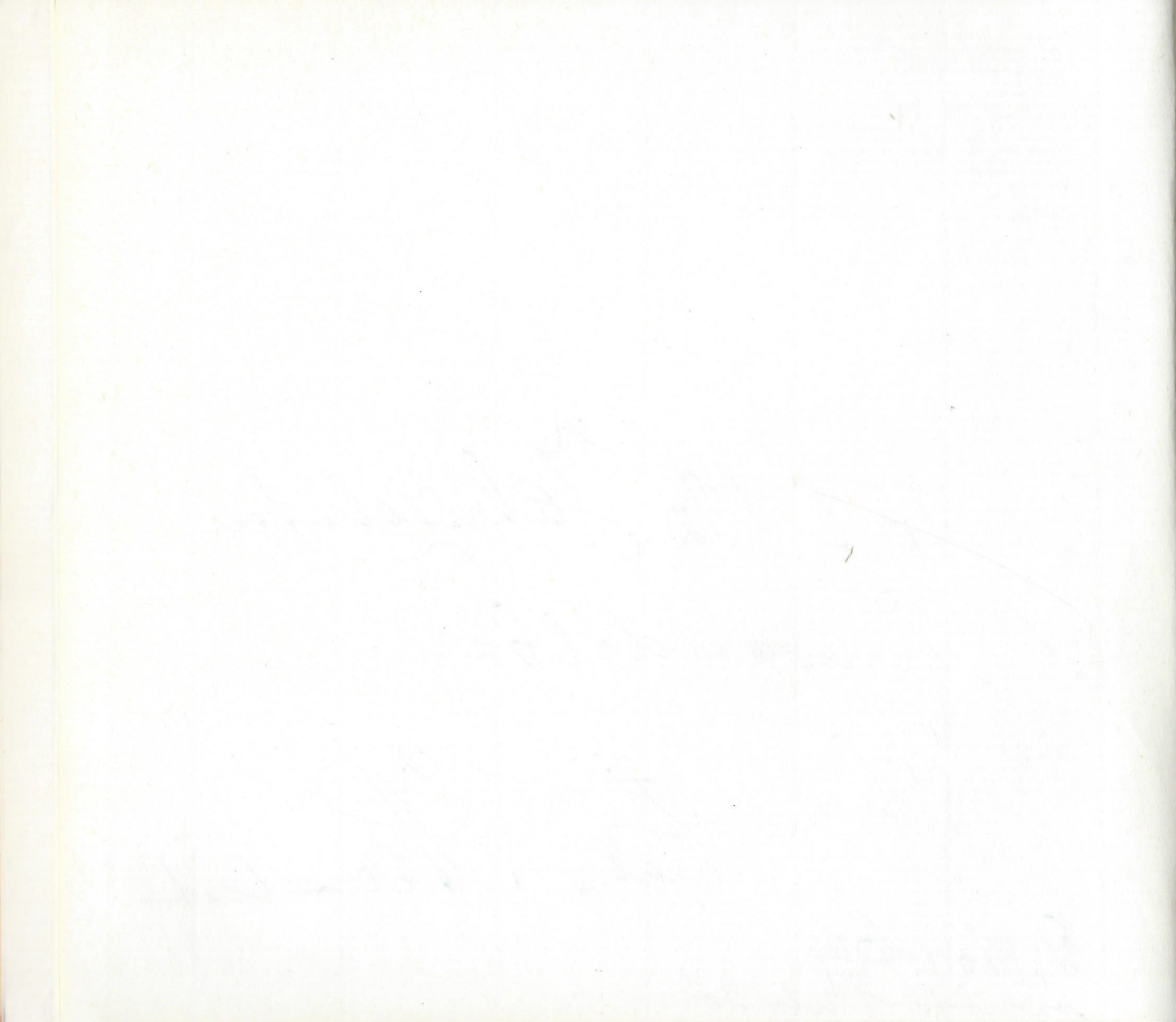




Seit 1½ Jahrzehnten
unwandelbar
Ihr Felix Hausleit

9 Nov 64
nachts 1 Uhr 30



Dem Vergnügen der Einwohner

BERLIN UND DER BERLINER AUF DER BÜHNE

Herausgegeben von Felix Henseleit

IM VERLAG ULLSTEIN

DAS BERLINISCHE IM RAMPENLICHT

Von Felix Henseleit

BECKMANN als Eckensteher Nante

(Zeitgenössische Zeichnung von J. Schoppe; siehe auch Seiten 6, 10, 11)

Für Friedrich Wilhelm den Zweiten, den Neffen und Nachfolger Friedrichs des Großen, hatte unser Geschichtslehrer nicht viel übrig: der ebenso behäbige wie leichtherzige und leichtsinnige Mann auf dem Thron hatte vom Leben keine so strenge Meinung wie unser Professor – er wurde von ihm kurzerhand unter die »Genußmenschen« eingestuft und hat denn auch nur elf Jahre regiert . . .

Zu dem lockeren Leben, dem er zugetan war, gehörte es aber immerhin, daß er den Leuten das Theater nicht vor allem als Fortbildungsanstalt, als Bildungsmühle anempfahl, und so kam es, daß er Anno 1794 über das Portal des damals eben erbauten Potsdamer Schauspielhauses die Worte »DEM VERGNÜGEN DER EINWOHNER« setzen ließ. Von dort haben sie anderthalb Jahrhunderte lang den Theatergänger freundlich eingeladen, und so schien es auch uns angebracht, diesem kleinen Bande die vier Worte als Widmung voranzustellen.

Das Berlinische tritt ins Rampenlicht kurz nach 1820, also im frühen Biedermeier. Das Berliner Volksvergnügen war damals alljährlich der Stralauer Fischzug, und was lag näher, als Berlin und das Berlinertum in diesem Zeichen bühnenreif zu machen.

Julius von Voß leitete mit seinem Stück vom »Stralauer Fischzug« das Zeitalter der Berliner Posse ein, und der Redefluß der gewichtigen Tante, die auf ihre Nichte einen Regen von berlinischen Weisheiten herabrauschen läßt, trifft auch heute, 139 Jahre nach der Premiere, noch mitten ins Berliner Gemüt.

Das war der Gongschlag für die Altberliner Posse – von da an blieb der Vorhang in Bewegung:

Louis Angely schrieb das bis heute un-



Inge Meysel als Berliner Portierfrau Wiesner in »Das Fenster zum Flur«, mit dem Berlins Volksstück-Tradition wieder auferstanden ist.

vergilbte Stück vom »Fest der Handwerker«. Damals begann auch die goldene Zeit des Schauspielers Friedrich Beckmann, der die Nante-Figur zu einem Denkmal des Berlinertums machte. Ihre Vaterschaft nahm Carl von Holtei für sich in Anspruch, und Adolf Glaßbrenners Feder gab ihr den unverwechselbaren Stil. Um das Jahr 1850 etwa zog die Glanzepoche des altberlinischen

Theaters mit Carl Helmerding herauf, dem »Berlins Possenvater«, David Kalisch, Figuren wie Nitschke, den gebildeten Hausknecht, den »Aktienbudiker« und den Bierbrauer Steglitz in der Posse »Otto Bellmann« auf den Leib schrieb. Die Berliner Posse tritt mit David Kalisch resolut und furchtlos auf die politische Szene: Auch auf der Bühne knistert es, vor allem nach 1848. Der Berliner läßt sich nun, trotz der Reaktion, die wieder an Boden gewinnt, nichts mehr vormachen – das hört man aus allen Couplets der Possenautoren David Kalisch, Emil Pohl, Hermann Salingré und anderen. Berlins Mundwerk ist in Bewegung geraten. Es ist die Artillerie des Bürgertums, der die Possendichter die politische Munition liefern.

Das alles verträgt durchaus den Havelock der Gemütlichkeit, der darüber gebreitet ist. Es wird später, als in den 80er Jahren die Possenbrunnen spärlicher zu fließen beginnen, abgelöst durch Emil Thomas' unzimperliches Urberlinertum, nach 1900 durch Guido Thielschers breiten, behäbigen, aber zündenden spreeathenischen Witz, und es wird zur Attacke durch Josef Giampietro, der – obzwar Wiener – als der Prototyp des »Feudalberliners« epochebestimmende Typen der Kaiserzeit mit Simplicissimus-Schärfe karikiert, ohne sie zu entwurzeln, ohne sie aus dem Sattel zu heben. Sein Witz ist Champagner, prickelnd, elegant, florettscharf: die, die von seinem Degen getroffen werden, lassen es sich lächelnd nicht nur gefallen, sie können gar nicht genug davon bekommen.

Um die gleiche Zeit macht die Berliner Operette Furore im Zeichen Walter Kollos und Paul Linckes. Ihr Ton macht die typisch berlinische Musik, die um die Welt geht. Das Berliner Volksstück, das mit l'Arronges »Mein Leopold« gute Tage hatte, wird mit der Dramatisierung von Georg Hermanns »Jettchen Gebert« weitergeführt. Es lag dann jahrzehntelang brach und hat neuerdings eine Renaissance mit dem Erfolgsstück »Das Fenster zum Flur« von Flatow und Pillau, das hoffentlich dem Ber-



Else Lehmann war in ernsten und heiteren Rollen den Berlinern ans Herz gewachsen. Ihre Stärke waren volkstümliche Gestalten.

linischen auf der Bühne neuen Auftrieb geben wird; Herbert Pfeiffer sagt darüber noch Wesentliches in einer Kritik, die wir in diesen Band übernahmen.
Im Bereich der dramatischen Dichtung gaben Gerhart Hauptmanns »Ratten« und Zuckmayers »Hauptmann von Köpenick« dem Berlinertum eine Stätte – das Berlinische nimmt sich also auch im höheren dichterischen Bereich durchaus repräsentativ aus.

*

Vom »Stralauer Fischzug« bis zum »Fenster zum Flur« führt ein gerader Weg: Der Berliner Witz – das sollen die Stichproben dieses Buches bezeugen – hat sich in diesen 140 Jahren berlinischen Theaters oft – mehr im Ausdruck als in der Substanz – *ver*ändert, *ge*ändert aber hat er sich nicht.



ZEITALTER DER BERLINER POSSE

Es begann 1821 mit dem »Stralauer Fischzug« von Julius von Voß

Siebzehnter Auftritt (Ausschnitt)
Die Tante (sehr prunkhaft angezogen) zu ihrer Nichte Friederike Jucht:

Tante. An die Strahloer Brücke war 'n Gedränge, deß man dachte, sie würden eenen alles Zeug vom Leibe reißen, und uf die Spree konnte keen Appel zur Erde vor Schiffe.
Un links, grade über die Zuckersiederei an die Wand hin, standen dir 'ne Milljon Stühle, da saßen wieder Leute druf, die wollten 't Vorbeifahren mitansehn. Ich dachte: wat det doch vor Narren sind, wat sehn se denn daran, aber 't andre Jahr will ick mich ooch 'n Stuhl dahin setzen lassen, 't muß sich doch recht pläsirlich da zusehn. Nu rathe mal, wer alles mit uf unsern Wagen saß? Ich kennte nich 'n eenen einzigen darvon.

Friederike. Warum sind Sie nicht zu uns gekommen, Tante, hätten auf unsern Wagen fahren können.

Tante. Ja, sage mal, worum ick das nich gedahn habe, sag mal. Na, ick will man 'n bisken von eure Hammelkeule kosten. (Speist.) Was meenst du, ick habe heute noch keen Gottes Korn genossen, als meinen Kaffe, zwei kleene Stüllekens un die Bohnen mit 'ne Bratwurst. Worum, man nahm sich ja keene Zeit dazu. Aber hübsch is 't doch hier draußen, wenn man nich so allerhand Hackmack durchnander hier wäre.

Friederike. Hören Sie, Tante, ich muß Ihnen doch etwas sagen ... Ach Tante, ach Tante, es geht mir recht schlimm, helfen Sie mir doch! Ich soll heirathen.

Tante. Sieh mal! Nu groß genug bist du soweit derzu. Was denn vor eenen?

Friederike. Ach, ich kann 'n nich leiden, vor 'n Dod nich leiden.

Tante. Is er schmuck, hat er Geld, so mußt 'n leiden können.

Friederike. Sie sagen: er wäre schmuck, aber 's kömmt mir doch nich so vor. Geld hat er ooch wohl nich, aber wenn er ooch so viel hätte, wie er schwer is, möcht ich 'n doch nich.

Tante. Der Bruder wird doch keen Narre sind, un geben dir eenen, der nischt haben dut.

Friederike. I nu, 's heeßt, er hat sein gutes Auskommen, wird noch was werden. Ach, und wenn er auch 'n Papst werden könnt, möcht ich 'n doch nich.

Tante. Wat is 't denn vor eener?

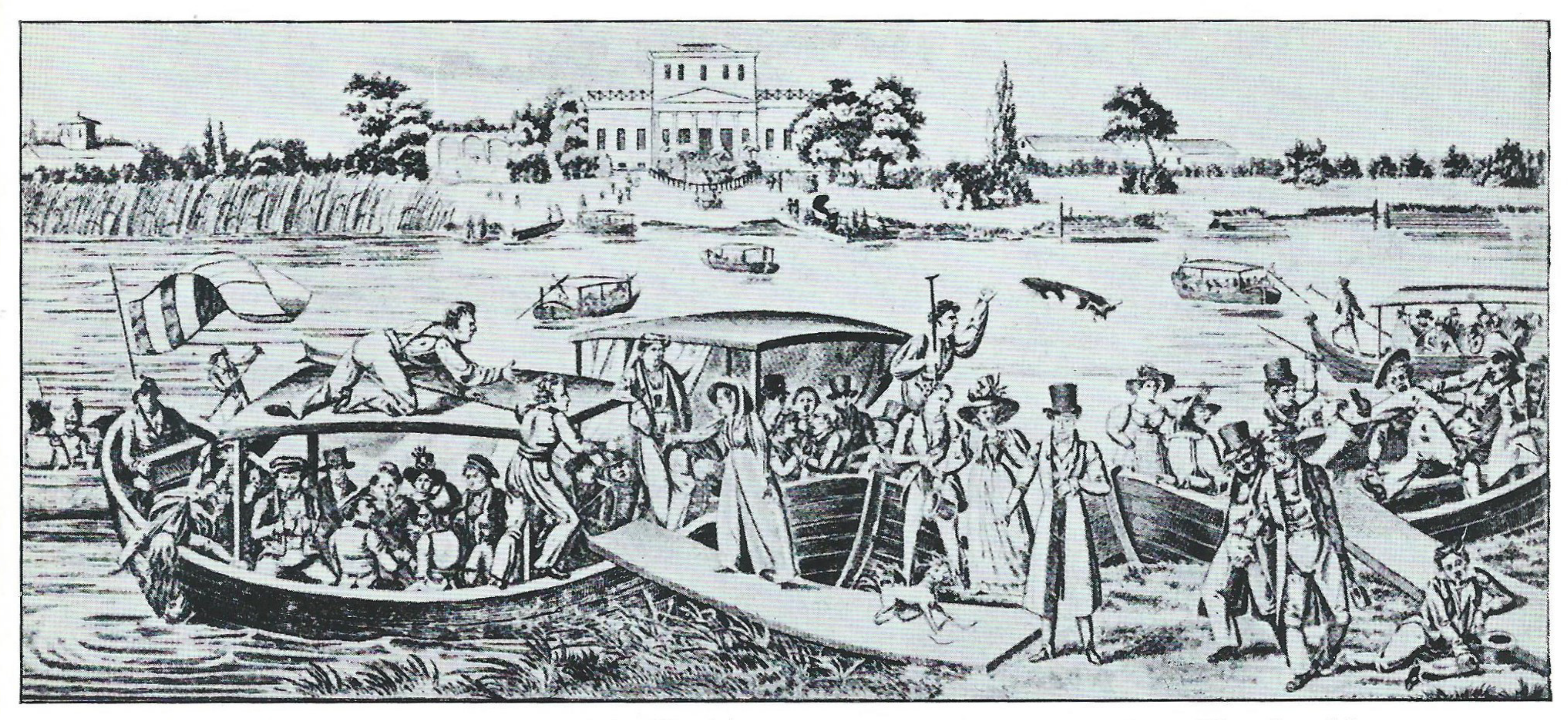
Friederike. 'n schwarzen Schullehrer.

Tante. Nu, 't gibt vielerlei. Welche hebben man kleene Schulen vor sich, da is nich viel los, aberst wenn se so schonst beit graue Kloster sind, oder bei de Regalschule oder beit Genasium gerade über die Äppelschiffe, da bilden se sich was in.

Friederike. Ach meiner bild't sich große Stücken in, es heeßt ooch, er wird noch Professer werden, aber –

Tante. Höre Fritzken, das laß dir man doch lieb sind. So eener muß doch 'ne Frau schonst mehr Order pariren, wie 'n Bürger un Meester. Es schickt sich doch

Vor 40 Jahren widmete der Ullstein-Verlag dem Altberliner Humor zwei Bücher, eines davon setzte mit dieser Zeichnung der ersten Berliner Possenfigur, der redseligen Tante aus Julius von Voß' »Stralauer Fischzug«, ein gemütlich-unpathetisches Denkmal.



Theodor Hosemann hielt den Stralauer Fischzug bei der Überfahrt von Stralau nach Treptow auf diesem Blatt fest. Seine Zeichnungen zu diesem Thema geben die Atmosphäre der ersten Aufführungen des bis heute unvergessenen urberlinischen Theaterstückes von Julius von Voß wieder.

vor em nich, det er sich so ofte bedrinken dut, wie 'n repetirlicher anderer ornt-l'cher Mann, un geht so 'n Professer uf in Danzboden, muß er die Frau schonst mitnehmen; ein andrer läßt dir zu Hause, und looft alleene rumher.

Friederike. Ei, ich hätt 'n ooch wol genommen und nich weiter gemuckst, aber – ach Herr je!

Tante. Na höre – ick bin nich dumm, ick weeß alles. Du hast 'n andern, den möchtst du gern.

Friederike. Sie wissen ooch alles.

Tante. Ick weeß alles, det weeß ick aber doch nich.

Friederike. Ich habe so gedacht. Will mir Vater eenen ohne Geld geben, könnts ja auch 'n andrer ohne Geld sind. Und Bürger un Meister will er ja doch auch werden, hat die Sattlerprofession aus dem Grunde gelernt. Vater sagts selbst. Und Vater will mir ja doch sechsdausend Dahler Courant mitgeben, un da wären wir ja doch gemachte Leute.

Tante. Höre Fritzeken, ick weeß alles, nu will ick dir sagen wert is. Euer neuer Geselle. Hab ich recht?

Friederike (hält die Augen zu). Den kann ich leiden, ja den, un des, weil er mich so leiden kann.

Tante. Im Grunde, Fritzken, ist 't gut, wenn sich 'n Paar heirathen un können sich leiden. Ich will dir sagen worum. Et is mehr Eenigkeit, als wenn se sich nich leiden können. Ich will dir sagen – worum

Friederike. Ach, ich weiß des alles schon, Tante, will Ihnen nur geschwinde bitten, ehr Vater wiederkommt. Sprechen Sie doch mit Vatern, legen Sie doch 'n gut Wort ein für mich, daß ich den nich zu heirathen brauche, den ich nich leiden kann.

Tante. Ja, mein Engelken, ich bin dich gut, un möchte dir gern helfen. Aberst sieh mal, der Bruder ist 'n wunderlicher Mensche. Vor de Leute sind wir wol 'n bisken freundlich, aberst hinnern Rükken spricht er schlecht von mir und ick schlecht von em. Bitten will ick 'n aberst, wenn 't man helfen dut . . .

WIENER IN BERLIN

In der Posse Carl von Holteis »Wiener in Berlin« liebt eine Berlinerin einen jungen Wiener, das Hindernis ist ein ältlicher Onkel des Liebhabers, den die Urberlinerin becircen möchte, indem sie sich als Wienerin ausgibt und bei ihm dienstbarer Geist werden will. Das geht so vor sich:

Louise. Ich hab' kan'n Dienst nit, und heiß Seppi, Ihr Gnaden.

Hubert (zärtlich). Willst bei mir bleiben?

Louise. Ui, wie gern! Wann i derf! –

Hubert. Du derfst. Du mußt!

Louise. Mit Permission, Ihr Gnaden! Erst muß ich doch mei Kommission ausrichten, und die Brief' abgeben von meinem Vormund.

Hubert. Wer ist dann dein Vormund?

Louise. Das ist ein alter Freund von Ihr Gnaden, der hat mir einen Brief mitgeben, wo noch zehn andere drin stekken. Mein Vormund hat mir auch gute Lehren geben, wie man sich muß in Berlin verhalten.

Hubert. So laß hören.

Louise:

In Berlin, sagt er,
Mußt du fein, sagt er,
Und gescheit, sagt er,
Immer sein, sagt er,
Denn da haben's, sagt er,
Viel Verstand, sagt er,
Ich bin dort, sagt er,
Schon bekannt. –

Nimm zehn Brief' – –
Mit hinab,
Gib sie richtig
Alli ab.
Hier der groß'
Hat's im Bauch
Und geschrieb'n
Sein sie auch. –

(Sie gibt den großen Brief ab.)

Und hernach – –
Leg' dich an
Grad' so schön
Wie man kann,
Gute Kleider,
Wie zur Tauf',
Und d' Haub'n
Oben d'rauf.

CARL VON HOLTEI: MEIN NANTE

Der eigentliche Vater des Nante war Carl v. Holtei (1798–1878). 1832 ging am Königlichen Schauspielhaus sein Stück »Ein Trauerspiel in Berlin« in Szene. Dort trat Nante als Volksfigur auf (wenn auch noch nicht als Eckensteher, zu dem ihn der Komiker Beckmann und Adolf Glaßbrenner machten und ihm so Unsterblichkeit gaben). 1845 wurde Holteis »Trauerspiel« in Berlin neu aufgelegt, und er schrieb im Vorwort u. a.: »... einen Ruhm wird man meinem ›Trauerspiel‹ zugestehen: daß es der Vater und Erzeuger des weltberühmten Nante ist. Beckmann hatte den im hier vorliegenden Schauspiel erscheinenden Nante durch Maske und Spiel zu einer Hauptfigur gemacht und so viel Beifall gefunden, daß ihm der glorreiche Gedanke kam, in einer von ihm zusammengestellten Szenenreihe dem vortrefflichen Eckensteher längeres Dasein zu verleihen, als mein Stück ihm gewähren konnte. Der Erfolg jener Idee ist weltbekannt.
Und wenn nun auch all meine theatralischen Versuche in nichts zerfallen – daß ich der Schöpfer des Nante bin, werden künftige Literaturhistoriker mir lassen müssen.«

Carl von Holtei widmete diese Photographie kurze Zeit vor seinem Tode dem Hofschauspieler Guido Lehmann, seinem Freund und Kollegen. Dessen Sohn, der Schauspieler und Schriftsteller Conrad Cappi, der heute in Linz lebt, stellte uns das Bild für diesen Band zur Verfügung.

Ganz besonders — —
Noch vor allem
Such durchs Sprechen
Zu gefallen,
Recht Berlinisch
Immer sprich,
Und statt mir,
Sagst du: mich.

Im Thiergarten — —
Ist's gar schön,
Wirst viel Wagen
Fahren sehn,
Und es sitzen
Damen drin
Wie die schöne
Wienerin.

Grüß mir alle — —
Die ich kenn',
Kann sie dir nicht
Alli g'nenn',
Wem du siehst,
Grüß mir halt,
Jeder nimmt sich's,
Dem's g'fallt.

Merke auf — —
Daß die Herrn
Dich nit fopp'n,
Sie thun's gern,
Du bist halt
Noch a Schuß
Und a Busserl
Heißt dort Kuß.

Fortsetzung Seite 8



Carl von Holtei und seine Frau in einem der Stücke, die er den Berlinern, den Wienern und den Parisern widmete: Jeweils reisten darin Bewohner der einen Stadt in eine andere, und aus dem Zusammentreffen zweier Welten ergab sich die noch heute unverblaßte Komik der Possen Carl von Holteis.

Gar zu leicht — —
Wenn man küßt,
Kommt man dort
Zu 'nem Zwist;
Denn sie plauschen
Wunderschön,
Du wirst's halt
Nit verstehn.

Wann i wüßt', sagt' ich,
Daß i müßt', sagt' ich,
Wann i küßt', sagt' ich,
Zu 'nem Zwist, sagt' ich,
Lieber küßt' ich, sagt' ich,
Nimmermehr, sagt' ich,
Fiel mir's wirklich, sagt' ich,
Noch so schwer.

Nun so reis', sagt' er,
B'hüt' di Got,
Komm nit ham
Eppa tod,
Denn Berlin
Ist nit nah,
B'hüt' di Got!
(parlando:) Nu bin i da.

Louise (allein).

(Im besten Deutsch:) Der erste Angriff auf das Herz des alten Herrn ist gelungen. Jetzt kommt es noch darauf an, die Dienerinnen zu täuschen. Ich will nicht umsonst drei Monate in Wien zugebracht haben. — Der ehrliche Österreicher ist zu sehr eingenommen von seinen Landsmänninnen. Es ist wahr, sie sind lieblich und schön, aber er soll erfahren, daß die Berlinerinnen sich auch dürfen sehn lassen, und da meiner Verbindung mit seinem geliebten Sohne kein anderes Hindernis im Wege steht als der Dialekt, so soll er hören, daß auch eine Berlinerin, die zauberischen Töne seiner schönen Landsmänninnen nachzuklingen weiß.

BERLINER IN WIEN

Hauptspaß in der Posse »Berliner in Wien« von Holtei waren die Verständigungsversuche zwischen den beiden Welten gleicher Sprache — aber so ganz verschiedener Zunge:

Kellner. An'n g'segneten Appetit.

Andreas (für sich). Nu wollen wir gleich hören, ob die Jeschichten wahr seind, die man bei uns von die Wiener erzählt: Hören Sie, mein Lieber, wie schreiben Sie denn Xegnet?

Kellner. Mit an'n X, Ihr Gnaden.

Andreas. 's is' wahr! — Es is doch jut, wenn der Mensch reisen thut, da erfährt er immer wat Neues! Und wenn et och nischt Neues ist, so macht er doch alte Erfahrungen. — Also mit enen X. Nich wahr, mein Juter, dazu is des X in den Alphabet, daß man xegnet und Xundheit mit schreiben kann? Weiter kommt es jar nich vor?

Kellner. O doch! Wir schreiben a Ochs mit an X. (Ab.)

Andreas (allein). Ochse? — Ick jlobe, des sollte en Stich sind, weil ick ihn jeneckt habe. — Na, mag er nu jeseegnet mit X oder Ypsilon schreiben, ick will mir den Kaffee jeseegnet lassen sind! (Er setzt sich an den Tisch.)

Kommt, jeliebte Kaffeetassen,
Ihr erheitert meinen Sinn,
Wenn mir alle Menschen hassen,
Seh' ick euch — und stippe in.
(Er schenkt Kaffee ein.)

Zwar des Kaffees schwarze Quelle
Gleichet meinen Leiden sehr,
(Milch einschenkend.)
Doch, wie meine Unschuld helle,
Fließt die weiße Sahne her.
(Zucker hineinwerfend.)

Und der süße, sanfte Zucker
Kommt der zarten Hoffnung bei,
Daß dereinst mir armen Schlucker
Dörthes Herz beschieden sei.
(Umrührend.)

Wie sich Kaffee, Zucker, Sahne,
In die Tasse mengeliert,
Wird in meine Lebensbahne
Dörthe einstmals injerührt.
(Er trinkt.)

Louis Angely: DAS FEST DER HANDWERKER

Louis Angely, der als Schauspieler zu unansehnlich war, um Erfolg zu haben, wurde am Königstädtischen Theater Hausdichter und schrieb eine Posse, die zu den klassischen Stücken ihres Genres gehört. Gastwirtstochter Lenchen Mietzel (vor mehr als 30 Jahren eine Glanzrolle Lucie Mannheims), liebt den Zimmermann Wilhelm — aber es ist nicht so leicht (ein Generalmotiv des Altberliner Volksstücks), die Mutter herumzukriegen. Unsterblich das Couplet vom bescheidenen Glück, das der Leser auf der gegenüberliegenden Seite findet:

DAS LIED vom BESCHEIDENEN GLÜCK

aus Angelys »Das Fest der Handwerker«

Ei, was braucht man, um glücklich zu sein,
Das wird ja den Hals noch nicht kosten;
Wir mieten uns in en Stübeken ein,
Da setzen wir en Paar Stühleken 'rein,—
En Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten.

En Tischken wird denn ooch nötig woll sein,
In'n Spindken hangen die Kleider wir 'rein:
En Tischken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten.

Zum Schlafen tut uns en Bettken auch not,
En Spiegel brauchen wir wie's liebe Brot:
En Spiegel, en Bettken, en Tischken, en Spindken,
en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten.

Zum Kaffee muß auch en Känneken sein,
In'n Töppken koch' ich das Mittagsbrot drein:
En Töppken, en Känneken, en Spiegel, en Bettken,
en Tischken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten.

An vier Kleederkens hab' ich genug,
Drei Häubken, zwee Hütken, een Umschlagetuch:
Vier Kleedken, drei Häubken, zwee Hütken, en Düch-
ken, en Töppken, en Kännken, en Spiegel, en Bett-
ken, en Tischken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten.



Louis Angely, in seiner Posse »Das Fest der Handwerker« in der Rolle des Maurerpoliers Kluck.



NANTE – DENKMALSFIGUR DES BERLINERTUMS

Wer auch immer mit an dem Spiegelbild des Berlinertums geschaffen hat – keiner hat es mit solcher Schärfe, mit so viel Witz, mit einem solchen Nuancenreichtum getan wie Adolf Glaßbrenner. Und mag auch vieles, manches Detail bei ihm veraltet sein – Vergleiche, Redensarten verschollen und verweht sein –, das Ureigenste des Berliner Wesens hat

GEORG HERMANN:

Glaßbrenner

sich trotz einer immer wieder sich neugruppierenden Zusammensetzung der Volksschichten nicht gewandelt und zeigt noch heute all die Eigenschaften seines kurzen, trocknen, klaren, überlegenen und sich überhebenden Witzes, wie sie der längst verschollene Eckensteher Nante unverfroren in die Welt hinausplapperte, in den Tagen altmodischer Gemächlichkeit.

Bronzestatue des Schauspielers Fritz Beckmann als Eckensteher Nante (Man vergleiche auch die Zeichnung von J. Schoppe auf Seite 2). Fritz Beckmann hatte sich nach einer Skizze Adolf Glaßbrenners (Bild links) und eigenem Gusto einen Nante-Typ zusammengebastelt, dem Glaßbrenner dann mit einem gewissen Protest seinen »echten« Nante folgen ließ. Beide hatten die Figur, wie schon an anderen Stellen betont, von Holtei übernommen, aber Glaßbrenner gab ihr die Form, die noch heute unvergessen ist.



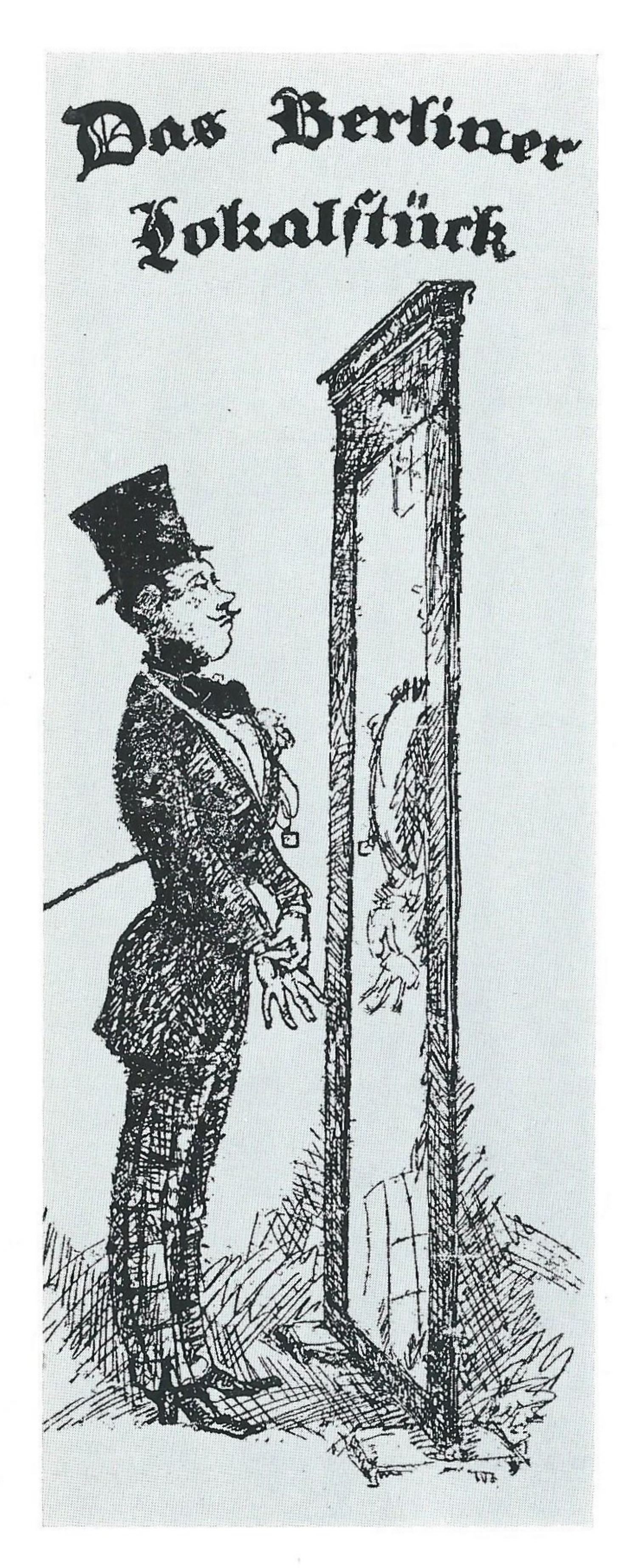
Fritz Beckmann
als „Eckensteher Nante"

HERR IM HAUSE BIN ICK...

Adolf Glaßbrenners Nante-Dialoge haben von Friedrich Beckmann bis Max Adalbert die Berliner Komiker immer wieder magisch angezogen. Theodor Hosemanns Zeichenstift illustrierte auch diese eheliche Szene:
Frau Schwabbe (tritt herein). Ju'n Abend. Richtig, hab' ick't nich jesagt? Da liegt er jroß un breet un schnarcht! (Sie geht hin und weckt ihren Mann.) Aber Nante, Nante! Willste jleich zu Hause kommen! Jleich kommste zu Hause!
Nante. Na, na, na, na! Man hier nich so'ne Jeschichten, hier! Fürchten dhu ick mir nich, un wenn ick zwee Stück Frauen hätte! Ick bin Mann, Herr im Hause bin ick, ick kann wo anders schlafen, davor bin ick Mutter! Zieh' mir nich so mit Jewalt fort, oder ick sage dir (die Hand aufhebend), es jibt eine unjlückliche Ehe! (Er dreht sich um.) Wat bin ick schuldig, Hoffmann?
Hoffmann. Ach, des laß man bis morgen!
Nante (reißt sich von seiner Frau los und torkelt zum Ladentisch). Wat ick schuldig bin, will ick wissen! (Er schlägt mit der Faust auf den Tisch.) Wat is det vorne Wirtschaft, wo man sein Konto nich kriejen kann!
Hoffmann (rechnend). Na wenn de mit Jewalt willst: Allens zusammen macht sieben Silberjroschen.
Nante. Schön! Jetzt bin ick zufrieden. Sieben Silberjroschen, schön, merk' dir det, Hoffmann! Heute hab' ick nischt bei mir, aber morjen drink' ick wieder bei dir.
Frau Schwabbe. Sieben Silberjroschen, na warte! Du komm' mir man zu Hause, dir wer' ick die sieben Silberjroschen anstreichen!
Nante. Det haste nich nötig, die brauchen nich anjestrichen zu werden, die sind von Silber, un Silber jeniert keinen Menschen nich, jeniert es! – Buff' mir nich, Mutter Schwabben, oder ick mache Berliner Blau, verstehste de mir? (Er reißt sich los.) Laß mir los, Kneifzange! Ick muß noch ju'n Nacht sagen! (Er geht zu den andern und reicht ihnen die Hand.) Ju'n Nacht, Dulder, ju'n Nacht Krempe, ju'n Nacht Brammel, schlaft wohlriechend! Ju'n Nacht, Hoffmann, sieben Silberjroschen, verjeß' nich! Schreib' se mit schwarze Kreide in'n Schornstein, un pump' mir mal bei Jelegenheit en Dhaler, damit ick dir bezahlen kann, sonst läppert sich det so ran. (Zu seiner Frau.) Na nu komm' oller Junge, nu wollen wir in unsre stille Hütte jehen, un ein zufried'nes Leben führen. Nimm dir'n acht, Mutter Schwabben, det ick nich stolpere, sonst fällste mit mir hin...



Illustration Theodor Hosemanns zur Szene hierneben.



EINE LANDPARTIE

Auftritt aus Adolf Glaßbrenners Szenenfolge

Es ist Sonntag morgens. Bläschens wollen mit Freunden eine Landpartie machen. Es herrscht große Aufregung.
Henriette. Nu mußte noch Brod un Semmeln von Bäcker holen. Aujuste, jreif' mal in meinen Pompadour rin un jib mal de Rieke Jeld, hörste? Aber, Rieke, laß dir nich wieder son pampijes Brod in de Hände stechen; nimm so'n paar kleene knusprije Schrippen, hörste?
Friederike. Scheen, Madam! (Sie geht.)
Schmidt (macht eine tiefe Verbeugung in der Tür). Ich wünsche Ihnen allerseits einen juten Morgen; Sie erlauben, daß ich meinen Hut und Stock hier ablege. Jun Morgen! Na, alles schon so in Ordnung? Dieses muß man sagen, verehrte Madam Bläschen, Sie sind eine Hausfrau, wie es deren wenige in den Familien einer Residenzstadt geben mag.
Henriette. Ach, bitte, Herr Privatsekretär, Sie sind zu jütig: man muß ja woll. Bitte, setzen Sie sich doch hier uf't Sopha neben mir. So! Aujuste, nimm mal de Iphijenie hier runter un schenk mal vor den Herrn Privatsekretär eine Tasse Kaffee in.



Schmidt. Sie sind allzu jütig, verehrte Madam Bläschen. Ich habe zwar schon zu Hause Kaffee jenossen, indessen kann man Ihrer Empfänglichkeit niemals etwas abschlagen. (Er nimmt die Tasse; zu Augusten:) Besonders aus so schönen Händen. Meinen jehorsamsten Dank, Mademoiselle!
Lerche (lachend). Ne, hören Se, Herr Privatsekretär, Sie sind en putziger Kerl, det muß wahr sind. Ne, herrjes, wenn ick so wie die Katze um'n heißen Brei rumjehen müßte, ehr ick wat sagte:

Titelbild aus dem Ullstein-Buch (1920) »Das Berliner Lokalstück«. Es stellt eine Figur aus Adolf Glaßbrenners Posse »Eine Landpartie« dar, aus der wir auf dieser Seite eine Szene abdrucken. Die kleine Federskizze Theodor Hosemanns gilt dem gemütlichen Zauber solcher Altberliner Landpartien.

ick jloobe, ehr sagt ick in meinen Leben nischt.

Schmidt (lächelnd). Sie sind –
Bläschen (zugleich mit Schmidt). Na, deß aber – bitte, Herr Privatsekretär, fahren Sie fort!

Schmidt. Nein, bitte jehorsamst, Herr Bläschen, ich habe Zeit. Was wollen Sie gefälligst sagen?

Bläschen. Ich wollte man sagen: deß aber der Herr Meyer nich kommt, des is doch Unrecht! Stille mal, mir is et, als singt da drüben eener uf de andere Seite! (Er springt auf und schaut zum Fenster hinaus.) Richtig, da is er! (Hinunterblickend.) Jun Morgen, jun Morgen, Herr Meyer! Na warten Sie man, Sie sind scheene lange jeblieben! Na, schadt nischt! (Er dreht sich um.) Nanu, Kinderkens, nu sind wir alle zusammen, nu fehlt man bloß noch der Wagen. Hör' mal, Jetteken, wat meenste, die Rieke könnte mal zum Fuhrmann jehen; denn seh' mal, et is schon dreiviertel uf Sechse, un um dreiviertel uf Fünfe wollt' er spätstens hier sind.

Meyer (schnell die Türe aufreißend). Jehorsamster Stiebelknecht, meine Herrschaften! Na, alle schon einen Aufstand bewirkt? Ich dachte, ich würde Sie noch im Bette finden, Fräulein Auguste!

Auguste (spöttisch). Solche Redensarten verbitte ich mir, Herr Meyer.

Bläschen (lachend). Hi, hi, hi! Der Herr Meyer ist doch immer und ewig aufjeräumt, immer fidele!

Meyer. Jawohl, jawohl, Herr Schmutzverbannungsfabriken-Vorsteher (das ist Seifensieder, die Redaktion) Bläschen, allemal derjenigte welcher! Immer aufjeräumt, wie meine Kasse. Ah sieh' da, Herr Schmidt, wenn der Deibel kommt, nimmt er Sie mit, wie jehts' Ihnen denn? Lange nich jesehen! Sind Sie noch auf den Strumpf?

Schmidt. Ich danke Ihnen jehorsamst, Herr Meyer, ich befinde mich recht wohl, und es jeht mich auch, Jott sei Dank, noch so hallweje.

Meyer. Un Sie ooch, Herr Lerche? Haben Sie schon heute gewirbelt? (Er macht die Pantomime des Trinkens.)

Lerche. Ne, ehr ick nich Kaffe jedrunken habe, ehr wirble ick nie eenen. Na aber nu werd mir die Zeit ooch lang mit den Fuhrmann! Sechs Uhr vorbei, un noch keen Wagen nich hier?

Henriette. Ja, et is zu doll!

Meyer. Am Ende schmeichelt sich der Fuhrmann jar nich zu kommen!

Schmidt. Ich vermuthe unmaßjeblich, daß er sich verspätet.

Bläschen (im Fenster liegend). Nu sind wir alle da, allens is injepackt, die Wolken haben sich ooch en bisken verzogen: nu fehlt man bloß noch der Wagen! Aber der läßt sich nich sehen un nich hören. Da kommt de Rieke wieder! (Hinunterrufend.) Na, Rieke, wat sagt er'n?

Friederike (von der Straße hinaufrufend). Er wird jleich hier sind. Er futtert man noch en bisken.

Meyer. Na, also, nur nich verzagt! Verzage nicht, du frommer Christ, so lang die Wurscht im Tiegel ist. Die Pferde frühstücken nur noch, und denn werden sie uns die Ehre jeben...



Karl Friedrich Cerf
Königl Commissions-Rath, Ritter pp.
Gründer des Königsst. Theaters

Ein Unikum unter den Berliner Theaterdirektoren war Carl Friedrich Cerf, der das Königstädtische Theater im alten Berlin viele Jahre leitete. Bei ihm waren Holtei und Angely Theaterdichter, bei ihm traten die berühmtesten Altberliner Schauspieler Beckmann und Helmerding auf. Der tüchtige Theaterprinzipal konnte weder lesen noch schreiben. Briefe ließ er sich vorlesen, und auch Beckmann mußte das zuweilen tun. Bei einer heiklen Stelle hielt er dem lesenden Beckmann die Ohren zu und sagte: »Was jetzt kommt, darf nur ich hören!« Cerf stand eines Abends vor seinem Theater, als Prinz Carl vorfuhr. Ein Schusterjunge ging vorbei und rief laut: »Schafskopf«. Cerf glaubte die Situation retten zu können: »Königliche Hoheit, er hat *mir* gemeint.« – »Das hoffe ich«, sagte der Prinz ...



ALTBERLINER RARITÄTEN

Anno 1840 ließ der Possendichter Ludwig Lenz zum Benefiz von Fritz Beckmann am Königstädtischen Theater einen Einakter »Das Kunst-Kabinett« aufführen. Beckmann war der Erklärer Jonich, der Schauspieler Bartsch der Viktualienhändler Quabbe. Seinen kleinen Sohn Gustav brachte Bartsch auch (für die Rolle des kleinen Role) mit auf die Bühne.
Textauszug Seite 15.

Jonich.

Herein Mosjö's, herein ihr Frau'n,
Viel Raritäten sind zu schau'n.
Zwei Groschen kostet die Figur;
Es zahlen Kinder einen nur.
Crocodile und Antiken,
Straußenei'r und alte Piken;
Humpen, Panzer, Automaten,
Balsamirte Stadtsoldaten.
Antiken à la Roccoco
Und die Trompet' von Jericho;
Des blöden Joseph keusch Gefühl
Und König Davids Harfenspiel.
Herein Mosjö's usw., usw.

Quabbe (tritt mit Role gegen den Schluß des Gesanges ein).

Jonich (zu Quabbe). Moorjen!

Quabbe. Ju'n Moorgen. – Entschuldigen Sie, habe ich die Ehre mit des Kunst-Kabinett zu sprechen?

Jonich. Bitte; des Kunst-Kabinett bin ich eejentlich nicht. Der Herr von des Kabinett ist unpäßlich. – Indessen, wenn Sie wünschen, kann ich es Ihnen ebenfalls erklären, weil ich mir, vermöge meiner weitläuftigen Kenntnisse im ganzen Rayon des Wissens, dazu äußerst qualifizire, auch des jebrochene Deutsch ziemlich weg habe. – Die Bescheudenheit verbietet mir ein Möhreres.

Quabbe. Seh' dir den Herrn an, Role – des is des Kunst-Kabinett nich. – (Zu Jonich.) Sein Sie so gütig und erklären Sie mir; und wenn ich Ihn bitten darf, erklären Sie ooch des Wurm. Er is mein Sohn und sehr dumm.

Jonich. Schöne! – Wünschen Sie jebrochenes Deutsch, Berlinisch oder eine andere fremde Sprache?

Quabbe. Berlinisch—wenn's Ihnen einjal is.
Jonich. Sie werden bemerken, daß ich des sehr fließend rede, denn ich bin ein jeborner Charlottenburger, wo des Berlinische am reinsten gesprochen wird. Überdem verursacht mir des jebrochene Deutsch jewöhnlich Zahnschmerzen.
Role. Ich will zerbrochenes –
Quabbe. Ruhig. – (Zu Jonich.) Sprechen Sie man berlinisch, er soll als deutscher Jüngling seine Muttersprache schätzen und lieben lernen. (Zu Role.) Na, daß du mir aufpaßt und hübsch neujierig bist, und wenn ich mir jewundert habe, kannst du dir ooch wundern.
Jonich (öffnet den Vorhang im Hintergrunde – man erblickt eine Ansicht von Berlin, von dem Kreuzberg aus gesehen). – Hier erblicken Sie die Umgebungen der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin; eine reizende Sandfläche, wobei die Natur alle Abwechselungen sorgsam vermieden hat.
Des Gebüsch da hier rechts heißt der Thiergarten; warum? – weiß man nich, vermuthlich, weil sich dort keine Thiere aufhalten dürfen. Im Vordergrunde wandelt ein Berliner lust und raucht. Möhrere Bäume bleiben vor Verwunderung stehen. Dieser Thiergarten ist als Gegend äußerst merkwürdig. Die Quellen des Schafgrabens stürzen sich im Frühjahr sechs Zoll hoch in die Abgründe der Gewässer und besitzen die Gabe, zu den furchtbarsten Überschwemmungen Anlaß zu geben. Seitwärts gehen möhrere Wächter auf und nieder, die aufpassen müssen, daß die Flüsse in die neue Anlagen nicht naß werden...

SCHLUSSLIED DES ERKLÄRERS JONICH

Es wird aller Orten jetzt Klage
geführt,
Daß Wahrheit verschwindet,
nur Täuschung regiert,
Doch darf man sich wundern,
daß gilt nur der Schein?
Es geht halt nicht anders,
getäuscht will man sein.

Man sieht in den Straßen jetzt
Läden zu Hauf,
Mit lockenden Schildern: »Hier
ist Ausverkauf!« –
Es ist alles Täuschung – klar stellt
sich's heraus –
Seit zehn Jahren mind'stens
verkauft man drin aus. –

Es ruft uns nach Potsdam
in dringender Eil';
Man fährt ja mit Dampf
zehn Minuten die Meil' –
's ist Täuschung, wähnt schnell
man am Ziel' sich zu seh'n,
Der Wagenzug bleibt schon
in Zehlendorf steh'n.

Mein Kunst-Kabinett, nur ein
harmloses Bild,
Sein Sie nicht zu strenge und
richten es mild.
O dürfte damit ich zufrieden
Sie sehn,
Und nimmer mein Hoffen in
Täuschung vergehn.



SENTENZEN UND APHORISMEN

Der Humor ist das Kind der Poesie, das lächelnd mit den Thränen der Mutter spielt, die sie um den unbekannten Vater weint.

*

Man bedauert, daß das Genie oft käuflich sei. Heut ist es um keinen Preis zu haben.

*

Am Lachen erkennt man den Narren, am Ernst das Freibillett, das sich nicht verrathen will. DAVID KALISCH

1850: TROST UND HOFFNUNG

Text (gekürzt) von Ernst Dohm, Musik von F. W. Meyer.
Vorgetragen von dem Komiker Edmüller in der Posse
»Berlin bei Nacht« von D. Kalisch.

War's vor'm Jahr auch etwas kläglich
Mit der Reaction bestellt,
Schadt nichts, jetzt gewinnen täglich
Wir doch wieder neues Feld.
Darum will ich nicht mehr trauern,
's kommt ganz anders noch fürwahr,
's kann vielleicht noch etwas dauern,
Aber höchstens noch ein Jahr,
's kann vielleicht noch etwas dauern,
Aber höchstens noch ein Jahr.

Als Herr Beckerath*) sehr verständlich
Neulich hat interpelliert,
Ob der Deutsche Reichstag endlich
Nun bald einberufen wird,
Hat Herr Schleinitz**) drauf mit sauern
Mienen ihm gesagt ganz klar:
's kann vielleicht noch etwas dauern,
Doch nicht länger als ein Jahr.

Jetzt in jedem Lesezimmer
Wird gezankt und disputirt,
Ob wohl bald, ob spät, ob nimmer
Deutschlands Einheit fertig wird.
Doch ich weiß es aus genauern
Quellen, und ich sage wahr:
Jetzt kann's nicht mehr lange dauern –
Bodelschwingh***) ist Commissar!

Daß vorbei die Sturm-Epoche,
Hab' ich sicher schon geglaubt,
Aber seit der vorigen Woche
Ist mir dieser Trost geraubt.
Denn in Teltow bei den Bauern
Wird's jetzt endlich hell und klar –
Nun wird's nicht mehr lange dauern,
Ach! wer weiß, ob noch ein Jahr?!

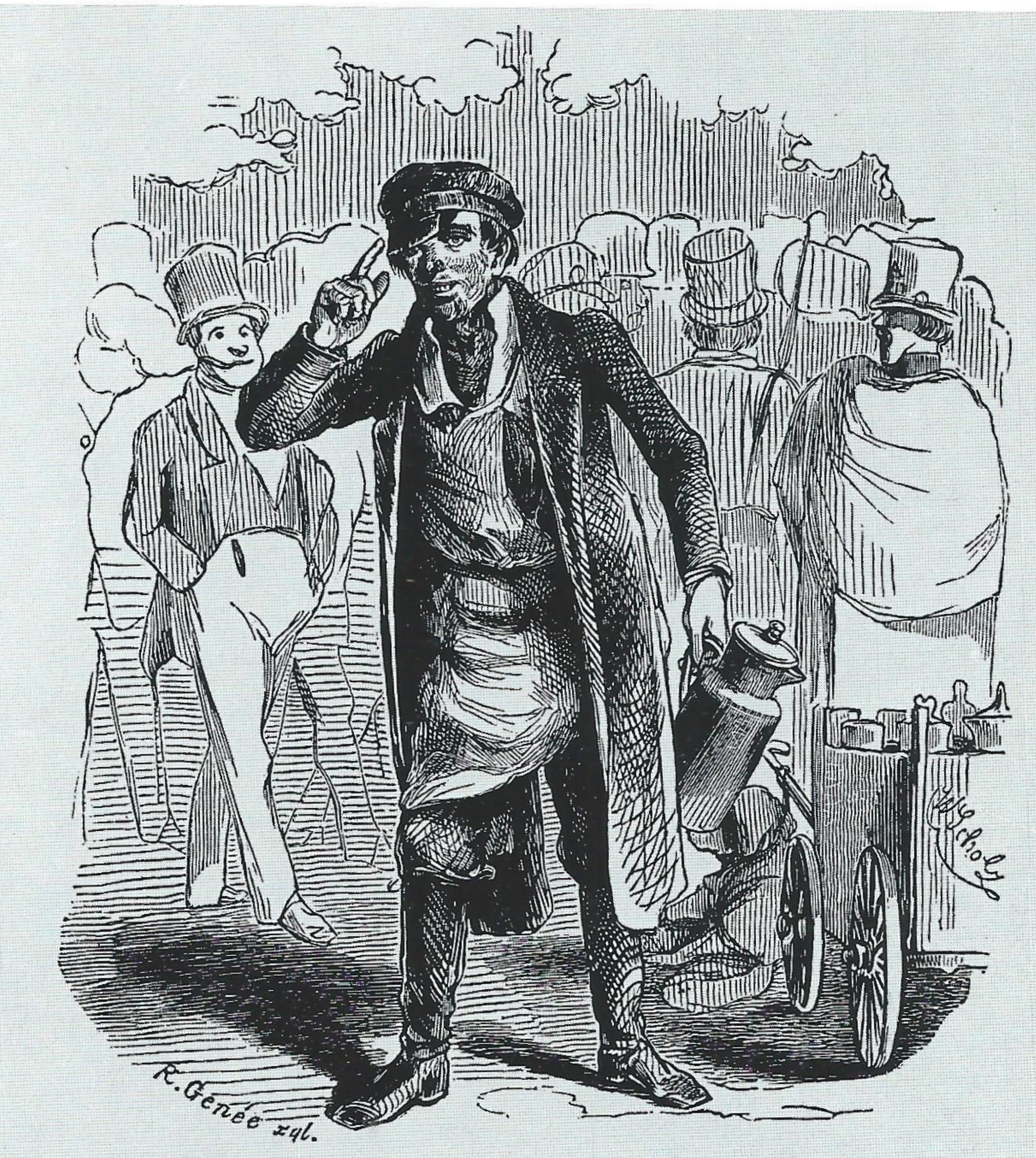
Gern möcht' ich noch weiter singen
Hätt' noch manches gern gesagt;
Doch bei so bewandten Dingen
Wär's am Ende sehr gewagt.
Stadtvogtei hat dicke Mauern;
Und wer weiß, ob nicht wohl gar
Vor der Thür Constabler lauern,
Und ich kriegt' ein halbes Jahr!

*) H. v. Beckerath, liberaler Politiker (1801 — 70), befürwortete den Einheitsgedanken **) A. v. Schleinitz (1807—85), preuß. Staatsmann ***) E. v. Bodelschwingh, preuß. Finanzminister, Vater des Pastors B., der in Bethel die „Stadt der Nächstenliebe" schuf

Hermann Salingré: BERLINS POSSENVATER

David Kalisch starb am 21. August 1872 zu Berlin. Am Tage des Begräbnisses veröffentlichte Hermann Salingré als Nachruf die folgende Strophe:

Lauter Jubel im Theater,
Heiter jeder Blick –
Vom Berliner Possenvater
Kalisch – heut' ein Stück.
Draußen aber vor dem Tor
Sich die Menge drängt,
Weinend, daß sie ihn verlor,
Den ins Grab man senkt.
Dort ein heitres Lachen eben,
Hier des Todes Nacht –
Das ist das Berliner Leben,
Wie es weint und lacht!



»TROST UND HOFFNUNG«

Seit 1850 sang der (nebenstehend von einem Zeitgenossen auf der Bühne gezeichnete) Berliner Schauspieler Edmüller in David Kalischs Posse »Berlin bei Nacht« dieses Couplet von Ernst Dohm, dem Chefredakteur von Kalischs »Kladderadatsch«. Es hat historische Bedeutung – mit ihm kam das politische Wort auf die Berliner Bühne –, und zwar schärfer als vordem. Wir geben auf der gegenüberliegenden Seite einige Strophen daraus wieder. (Der Zeichner ist der berühmte „Kladderadatsch"-Karikaturist W. Scholz).

Bullrig. So! (Behaglich.) Nun ist mir ungeheuer wohl – ich habe gegessen – ich habe getrunken – heut abend vielleicht eine gute Einnahme – oh – es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo auch ein armer Teufel in Deutschland sich wie Gott in Frankreich amüsiert! Übrigens sehe ich auch gar nicht ein, warum ich mich schämen soll, jetzt Feuerwerkerei zu treiben, alle meine Pläne, Broschüren, Erfindungen, Hoffnungen, mein ganzes Leben, waren eigentlich nur ein Feuerwerk!

Wie mancher andere Vergleich
Auch immer stärker sei,
Mir scheint das ganze Leben doch
Nur Feuerwerkerei!
O glücklich, wer selbst spät wie ich –
Die Wahrheit hat erkannt:
»Mein Leben war ein Feuerwerk.«
Jetzt bin ich abgebrannt!

Tritt man als Jüngling in die Welt,
Ist fröhlich unser Sinn,
Da hüpfen wir und schlüpfen wir
Wie Feuerfrösche hin.
Da kommt ein süßes Mägdelein –
Die Lieb' macht wärmer zwar –
Doch leider sieht sehr bald man ein,
Daß man ein Schwärmer war.

Doch meistens wird gleich auf der Stell'
Gedreht das Eh'standsrad!
Im Anfang dreht sich's schrecklich schnell,
Doch bald das Ende naht –
Da dreht und dreht sich's langsam nur,
Zuletzt – o Schreck und Graus!
Es dreht sich nicht und brennt auch nicht,
Es steht und löscht ganz aus.

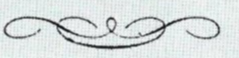
Raketen und Leuchtkugeln sind
Die Wünsche – in die Luft –
Wie steigen sie so herrlich auf,
Doch bald sind sie verpufft!
Es hofft und harret auf Genuß
Der Mensch bis an sein Grab –
Da endlich brennt denn zum Beschluß
Die ganze Festung ab.

So wie bei einem Feuerwerk
Vergebens alle Mühn,
Wenn plötzlich dunkle Wolken, ach!
Den Himmel trüb' umziehn,
So scheitert unser Streben auch
Oft an der Spötter Mut,
Drum wünsche ich, es bleibe stets
Für uns das Wetter gut!
(Aus »100 000 Thaler«)

Einmal Hunderttausend Thaler

von

D. KALISCH.



Originaltitel des Coupletheftes vom Jahre 1848.

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung
von Staats- und gelehrten Sachen.

(Kopf der »Vossischen Zeitung« Mitte des vorigen Jahrhunderts)

Die »Vossische Zeitung« schrieb in ihrer Kritik am 28. Dezember 1847: »Eine neue dreiaktige Posse von Kalisch hat sich bereits die Gunst des Publikums erworben, ehe noch die Kritik ihr nachfolgen konnte. Wenigstens nehmen wir an, daß drei überfüllte Häuser bei ebensoviel aufeinanderfolgenden Darstellungen als ziemlich zweifelloses Symptom dieser Gunst gelten können... Der neuen Posse, wie wir das von dieser Kunstform fordern, liegen im burlesken Gewande ernste Weltanschauungen zugrunde, deren Wahrheit wir ebensowenig ableugnen können als das Wünschenswerthe ihrer Anerkennung... Treffliche, aus dem Leben gegriffene Charaktere, gesunde Lebensmaximen, eine derbe, in den Situationen wie in dem Dialog sich bekundende Komik, höchst ergötzliche Impromptus, hier und dort grotesker, die Lachmuskeln bewältigender Unsinn. Das sind die Vorzüge des neuen Stückes, welches uns auf Berliner Boden um so vertrautere Elemente erblicken läßt.« So hatten sich »100 000 Thaler« durchgesetzt.

NORBERT FALK: **ALTE POSSE – NEU GEFORMT**

Das große Glück dieser durch endlose Dehnung und Beschwerung gefährdeten Neuaufführung heißt Lucie Mannheim. Sie ist das Dienstmädchen Wilhelmine. Kesse Küchenversorgerin, herb Verliebte, Braut-Liebste, schließlich Gartenwirtin in Stralau. Alle Stationen, die eine Berliner Soubrette aus den Tagen der Krinoline zu durchlaufen hat, ehe sie, das Herz und die liebliche Schnauze auf dem rechten Fleck, am Ziel aller bürgerlichen Wünsche angelangt ist.
Die Tradition berlinischen Soubrettentums ist seit langer Zeit abgebrochen – man weiß gar nicht mehr, wie so eine richtige Berliner Soubrette beschaffen war –, aber im Hinblick auf diese Lucie Mannheim ist doch zu sagen, daß sie das liebreizendste Muster dieser Gattung sein muß, daß alle guten Geister des alten Volksstücks und der alten Posse diese Lucie Mannheim beseelt haben. Hosemann (würde er noch unter uns sein) hätte bestimmt niemals etwas Berlinischeres und zugleich Anmutigeres gezeichnet als die Wilhelmine der Mannheim.

Es hat's sie niemals jemand gelehrt, sie hat sie nie gesehen, nie gehört, diese Soubretten, von denen die ganz alten Leute erzählen, sie hat's einfach in sich, sie erfühlt's, und darum läuft nichts auf irgendeine Kopie hinaus, wie sie daherkommt, den Einkaufskorb am Arm, die Füße keck und kokett setzend, dann mit der Wendung zum Publikum, und doch wieder für sich und für die andern, mit denen sie die alte naive Geschichte von den drei Freunden erlebt, die zu Geld kommen und es wieder verlieren.
Neben ihr: Paul Bildt, Stullmüller, berlinisch durch und durch, verwegen, später parvenühaft großprahlerisch, zum Schluß weißbiermäßig mild und abgeklärt.

So las man's über »100 000 Thaler« in der B.Z. am Mittag, Anfang Januar 1931

WILHELMINENS LIED

Vor 30 Jahren hatten also Hans Halden und Emil Rameau die alte Posse neu bearbeitet, daraus hier zwei Coupletstrophen:

Ja, ick bin es, Wilhelmine,
Eine Ausgeburt der Pflicht,
Denn ick arbeit' wie ne Biene,
Bloß den Stachel hab ick nicht.
Wie so viele andere Wesen
Schuf mir schutzlos die Natur!
Borsten hab ick bloß am Besen —
An der Seele keene Spur.

Zwar Madam weeß alles besser,
und man macht ihr nischt zu Will'n,
Wejen ein verrost'es Messer
kann se stundenlang rumbrüll'n.
Daß man nicht die Form verletze,
hab'n wir schweigenden Akkord:
Sie erhält die Anfangssätze —
Ick behalt det letzte Wort.
Ja — Ordnung, die muß sind,
Denn ick bin Berliner Kind . . .



Lucie Mannheim und Paul Bildt in der Silvester-Premiere des Schiller-Theaters 1930 – man spielte David Kalischs »100 000 Thaler«. Es war für Lucie Mannheim ein Abend, der in die Theatergeschichte eingegangen ist.



»ICH BIN EIN KIND DER LIEBE«

Carl Helmerding als Nitschke in der Titelrolle von Kalischs Posse »Ein gebildeter Hausknecht«. Einen Szenenausschnitt veröffentlichen wir nebenstehend.

EIN GEBILDETER HAUSKNECHT

Aus David Kalischs berühmter Posse veröffentlichen wir hier einen Teil der dritten Szene.

Frohberg. Nitschke (mit dem Fremdenbuch, an der Brust unter der Schürze das Album).

Nitschke. Ju'n Morgen!

Frohberg. Guten Tag!

Nitschke. Sind Sie der eben angelangte braune Koffer mit der messingbeschlagenen Hutschachtel?

Frohberg. Das sind meine Sachen.

Nitschke (reicht ihm das Fremdenbuch).

Frohberg (nimmt's und liest). Müssen alle diese Rubriken ausgefüllt werden?

Nitschke. Ja.

Frohberg. Verlangt das die Polizei?

Nitschke. Nein.

Frohberg. Wer denn?

Nitschke. Ich.

Frohberg. Aber wer sind Sie denn eigentlich?

Nitschke. Ich bin der Knecht des Hauses. Durch freie Wahl, nicht durch Geburt oder Glücksumstände. Aber bitte, schreiben Sie, ich unterhalte mich nur mit Personen von meiner Erziehung.

Frohberg. Wo haben Sie denn Ihre Erziehung genossen?

Nitschke. Im französischen Waisenhause, maison d'orpheline.

Frohberg. Wie kamen Sie denn dahin?

Nitschke. Ein Familiengeheimnis. Ich bin ein Kind der Liebe.

Frohberg. Achtung ist die Mutter der Liebe –

Nitschke. Dann war Achtung meine Jroßmutter. (Mit tiefem Seufzer.) Ich war nicht immer Hausknecht.

Frohberg. Sie waren früher Ihr eig'ner Herr?

Nitschke. Ja, aber auch Sklave meiner Leidenschaft. (Sieht sich um, dann leise.) Ich liebe die Weiber.

Frohberg. So? Und Sie fanden Gegenliebe?

Nitschke. Mehr als mir lieb ist. Lesen Sie selbst mein Album. (Zieht das Album hervor.)

Frohberg (in das Buch sehend). Von wem ist denn das hier?

Nitschke. Von der Baumwollen-Regenschirmwitwe mit Fischbeingestell aus der Prenzlauer Straße.

Frohberg. Sie haben wohl dadrin nur verheirathete Frauen?

Nitschke. Es sind die Mehrsten. Es sind aber auch von andern welche bei. Sehen Sie mal hier, das ist von der schwarzäugigen Köchin, die vor'ge Ostern von uns abgezogen ist. (Liest.)

> Wer sich der Einsamkeit ergibt,
> Und hat nischt,
> Ach, der ist bald allein
> Und kriegt nischt.
> Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
> Das hilft nischt.
> Dann läßt ihn seine Pein,
> Das schadt' nischt.

Symbolium: Der Mensch kann noch so arm sein, wenn er nur Geld hat.

Das ist doch gewiß tief empfunden.

Frohberg (ironisch). Ein erhebender Gedanke!

Nitschke. Hat denn der Mensch etwas Schöneres als die Erinnerung?! (Sehr gerührt, fast weinend.) Ach, wer gibt mir meine Jugend wieder?

Frohberg. Ja, sie entflieht rasch.

Nitschke. Warum entflieht sie, es thut ihr ja niemand was!

LERCHENSCHWAMM
tritt auf

In der Posse »Die Mottenburger« tritt auch der Urberliner Lerchenschwamm auf. Er bringt den Berliner Weltstadtzug in die verschlafene Welt der Kleinstädter. Hier sein Auftrittslied. (Rechts eine Figurine aus der Entstehungszeit: So etwa hatte man sich den Allesmacher Lerchenschwamm vorzustellen.) Die Posse schrieb Kalisch zusammen mit A. Weirauch.

Wiege Spree-Athen bei Pankow,
Graues Kloster, Quarta bloß,
Ergo klass'sche Bildung manko,
Straßenjunge aber groß!
Dauerläufer, Schnellbeweger,
Angestellt Depeschenträger,
Amtsgeheimnis – indiskret,
Telegraphenamt valet.

Welt gesehen. Alles besser,
Wüste Insel Robinson,
Da auf einmal Menschenfresser,
Heil'ger Bimbam, hat ihm schon.
Negerfürstin Dekolletage,
Schöner Jüngling gleich in Rage,
Liebe auf den ersten Blick,
Negerkönig – Mißgeschick.

Kleines Jährchen, schwarzer Zwilling,
Aber Sehnsucht Schultheissbier.
Ausgemistet, keinen Schilling,
Heimfahrt blinder Passagier.
Starkes Schaukeln, wildes Pochen,
Meerjungfrauen gleich gebrochen,
Bei Poseidon unten durch
Endlich hier in Mottenburg.
Endlich hier in Mottenburg.



NATHAN DER WEISE — auf der Possenebene

Nach O. F. Bergs Wiener Schwank schrieb David Kahlisch 1859 die Berliner Posse »Einer von unsere Leut'«. Als Hauptgestalt tritt ein Mann auf, den der Kritiker der »Voß« als eine Art Nathan den Weisen auf der Possenebene feierte. Aus dem Hauptcouplet »Wo bleib ich« dieser zugleich rührenden und heiteren Figur hier ein paar Strophen:

WO BLEIB ICH?

In der Küche bei der Köchin
Abends sitzt der Grenadier,
Als die gnäd'ge Frau auf einmal
Zuruft durch die offne Tür:
Wärm das Kalbfleisch auf mal frisch
Was heut übrig blieb vom Tisch.
Weh mir! Denkt der Krieger sich:
Wo bleib' ich? Wo bleib' ich?

Alles schreit an allen Ecken,
Keine Krinoline mehr!
Und es gehn in glatten Röcken
Unsre Damen bald umher.
Jede ist darob erfreut,
Spart zwölf Ellen an dem Kleid!
Hermann Gerson* nur fragt sich:
Wo bleib' ich? Wo bleib' ich?

Wenn der Winter kommt zu friern
Und's tut große Kälte sein,
Alles sieht man dann sich rühren,
Alles hüllt sich wärmer ein.
Nur die armen Puppen dort
Auf die Schloßbrück' frieren fort.
Und die Nike fragt denn sich:
Wo bleib ich? Wo bleib ich?

Nichts kann mich mehr glücklich machen,
Als Ihr freundlicher Applaus;
Wenn Sie rufen, wenn Sie lachen,
Komm ich immer wieder raus!
Doch stets so bereit zu sein,
Ist nicht mein Verdienst allein.
(Auf den *Souffleur* zeigend)
Da sitzt einer und fragt mich:
Wo bleib' ich? Wo bleib' ich?

* Berühmtes Berliner Modehaus

DIE  SCHRIEB AM 21. DEZEMBER 1859

Das Ganze gleicht dem Gerüste eines Feuerwerks, an dem die glänzenden Raketen des Witzes, die brillanten Couplets und die Leuchtkugeln des Humors befestigt sind. Wenn die geschickte Hand des Oberfeuerwerkers das alles zur rechten Zeit entzündet, dann bleibt freilich auch die Wirkung nicht aus, und das Ganze erscheint in dem strahlendsten Lichte; man vergißt das mangelhafte Gerüst und läßt sich von dem feenhaften Glanze mit Vergnügen blenden. Der Held des Stückes ist... eine Art Nathan der Weise, welcher mit alten Kleidern handelt und Toleranz in Couplets predigt. Ein solches lebenswahres Bild ist weit mehr werth als ein idealisierter Schatten; es spricht um so eindringlicher, da es nichts beschönigen, nichts verheimlichen will und den edleren Kern in der allerdings oft vernachlässigten Schale zeigt. Die glänzendste Seite aber der neuen Posse sind die zahllosen, wohl hier und da nicht immer ästhetischen Witze, sowie die ausgezeichneten Couplets, mit denen sie ihr hiesiger Bearbeiter, Hr. D. Kalisch, ausgestattet hat. In dieser Beziehung überragt sie die meisten der ihr auf Wallner's Theater vorangegangenen Geschwister. Fast jedes einzelne Lied wurde mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen und immer wieder von neuem verlangt, bis den Sängern der Athem fehlte.

DIE BERLINER MORGENPOST SCHRIEB AM 1. JANUAR 1909

Frohsinn und Humor mit der sprudelnden Laune unseres besten und berlinischsten Possendichters! Ihr Herren der modernen Schwänke und Ausstattungsclownerien, geht in die Charlottenstraße und lernt, wie man eine Posse schreibt. Was hatte dieser David Kalisch doch für Einfälle! Aber die Possenfabrikanten von heute werden sich kopfschüttelnd fragen, warum der Humorist des Biedermeier und der Märzrevolution seine Perlen so verschwenderisch verstreute. Zehn Possen würden sie aus den Bonmots und Aperçus zimmern, Oskar Sabo und Carl Clewing, die beiden coupletsingenden Apothergehilfen, ernteten für ihr humorvolles Duett verdienten Beifall, und auch Josephine Dora zeigte sich in ihrer besten Laune. Direktor Bernauers Regie hatte mit gewollter Übertreibung einen passenden Rahmen für die einzelnen Bilder geschaffen, und der Trödlerladen, unter dessen alten Röcken und Hosen die Darsteller lauten Applaus entgegennehmen konnten, war sogar zum Schreien echt.

WENN SIE DIESEN FLECK NICHT HÄTT'...

Meine holde Leonore
Hat ein Fleckchen hinterm Ohre.
Wenn sie diesen Fleck nicht hätt',
Wäre sie nur halb so nett.

Meine süße Ernestine
Sitzt oft an der Nähmaschine.
Näht entzückende Frou-Frous
Und auch reizende Dessous.

Meine holde Leonore
Ist verliebt in den Tenore.
Mich verachtet sie, o Hohn! –
Denn ich bin bloß Bariton.

Meine süße Ernestine
Wackelt mit der Krinoline.
Näht sich selber die Jupons
Und auch ihre Pantalons...

Ein halbes Jahrhundert nach der Uraufführung von »Einer von unsre Leut'« hatte das Berliner Theater in der Charlottenstraße unter der Direktion Meinhard und Bernauer einen großen Erfolg mit einer Neubearbeitung der Posse. Außer Carl Meinhard, der die Rolle des Isaak Stern spielte, hatten Oskar Sabo (links) und Carl Clewing (rechts) mit Geige und Gitarre als singende Apothekergehilfen Abend für Abend donnernden Applaus. Sie sangen das Lob ihrer beiden Angebeteten Leonore und Ernestine. Das Publikum dichtete ständig mit und sandte immer neue Strophen ein. Einige davon hat Oskar Sabo aus der Erinnerung geholt und uns zur Verfügung gestellt. (Sabo sang die Leonore-Strophen)





DAS IST DAS BERLINER LEBEN...

Oben gibt ein Wuch'rer Feste,
Unten steht in Wut
Einer, dem er einst erpreßte
All sein Hab und Gut.
Oben glänzet in dem bunten
Saal der Lüster Pracht,
Plötzlich tönt ein Schuß da unten
Durch die stille Nacht!
Oben werden lustig eben
Lebehochs gebracht...
Das ist das Berliner Leben,
Wie es weint und lacht.

Sonst muß ich zu Hause hocken,
Selten komm' ich raus,
Heut macht' ich mich auf die Socken,
Ließ die Frau zu Haus.
Bei 'nem kranken Freund ich wache,
Meine Olle meint,
Ums wahrscheinlicher zu machen,
Hab' ich fast geweint!
Weinend konnt ich nur erstreben
Eine lust'ge Nacht...
Das ist das Berliner Leben,
Wie es weint und lacht!

Carl Helmerding und Frau Nicolas als das Ehepaar Quisenow in David Kalischs »Berlin, wie es weint und lacht«.

Aus zwei Possen David Kalischs

BERLIN WIRD WELTSTADT

Groß ist der Thieresgarten,
Doch meinem Wort vertraut,
Nicht lang braucht ihr zu warten,
Dann ist er vollgebaut!
Es gibt kein stilles Plätzchen
In ganz Berlin dann bald,
Und abends mit dem Schätzchen
Geht's nach dem Grunewald!
Berlin wird Weltstadt!

Um Mitternacht schon laufen
Zum Opernhaus sie hin,
Sich ein Billett zu kaufen
Zur »Afrikanerin!«
Zehn Stunden im Getümmel
Dicht eingezwängt umher –
Es ruft herab vom Himmel
Der sel'ge Meyerbeer:
Berlin wird Weltstadt!

LIED DES BUDIKERS AUS »DER AKTIENBUDIKER«

Da steht hier in des Winkelblatt,
Daß jeder Mensch 'nen Dünkel hat,
Zu jut sich hält stets für das Feld,
Worauf gestellt ihn hat die Welt.
Doch is der Fall nich regulär,
Ich weeß nich, wat mir lieber wär,
Als Schrippen, Eier, Licht und Salz
Und Käse – janz antiker:
Ich bin man ein Budiker.

Es kommt manch feiner Elegant
Hier ans Jeschäft vorbeijerannt,
Zieht 's Taschentuch, fein parfümiert,
Weil ihn der Kellner inkomm'diert.
Doch naht heran die Mittagszeit
Und wird der Magen ihm zu weit,
Spricht er: Wahrhaftig, zum Skandal
Diniert man jetzt im Prince Royal!
Und sieht mit seinem Kieker
Sich um nach 'nem Budiker.

Ob Budiker, ob Millionär,
Is heut kein jroßer Abstand mehr!
Jeh' ich des Sonntags aus dem Haus,
Da seh' ich janz wie Schickler*) aus.
Und jedes Jahr verreise ich,
's Vermögen is da, warum denn nich?
In vierzehn Tagen schieb' ich ab,
Wohin mein Arzt den Rat mir gab.
Ich hab' es so im Magen,
Ich geh' nach Interlaken.

*) *Für die jüngere Generation: Schickler war ein berühmter Berliner Bankier*



Ein Bonvivant aus dem alten Berlin: So trug er – sein Name ist verschollen – die Couplets aus den Possen David Kalischs vor.



Bild links: Eduard Jacobson und R. Linderer schrieben um 1866 die Posse »Die Götter in der Hasenhaide« oder »Berliner im Olymp«. Hier das Titelbild des Coupletheftes, das damals in Berlin von Hand zu Hand ging. Wir veröffentlichen links unten aus dem Promenaden-Duett dieser Posse eine Strophe.

Bild unten: Maria Geistinger, die fesche Wienerin, wurde ein Begriff als Star des Altberliner Lokalstücks, sie spielte u.a. auch die Titelrolle in der Posse »Uriella« von A. Hopf, aus der das Piraten-Couplet stammt, dem wir hier eine Strophe entnahmen:

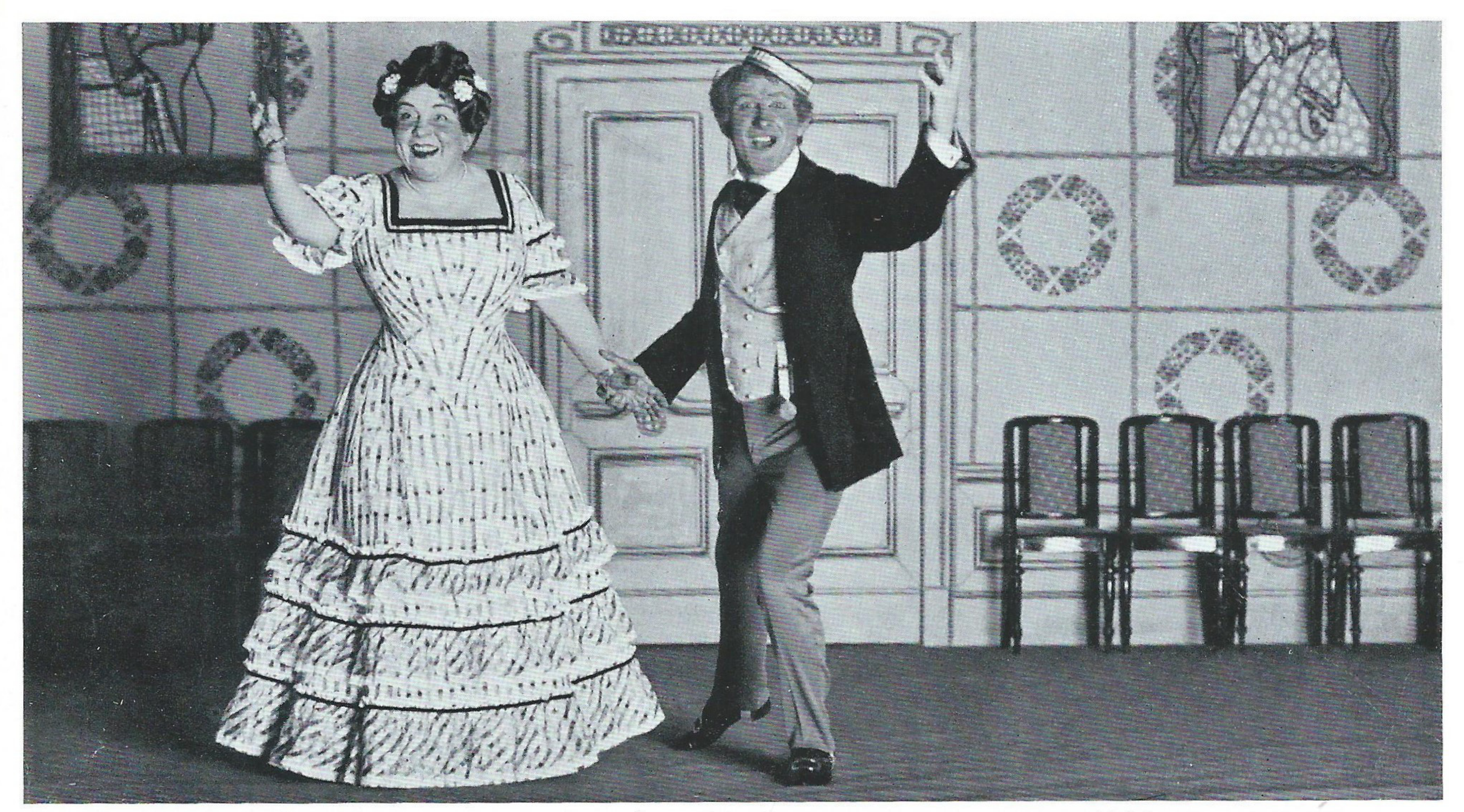
PIRATEN-COUPLET

Viel Possendichter fabriciren
Nach fremden Stoffen Stücke jetzt,
Und auf dem Zettel annonciren
Sie Originale, fett gesetzt.
Doch wird die Sache unverhohlen
Von der Kritik mal aufgemutzt,
Schrei'n sie: das nennt man nicht gestohlen,
Das nennt man einfach: frei benutzt!



PROMENADEN-DUETT

Telemach. Man gibt manchmal 'ne Soirée –
Lieschen. Mit Butterbrötchen und mit Thee.
Telemach. Man hält mit der Noblesse Schritt –
Lieschen. Und macht auch jeden Corso mit.
Telemach. Auch unter's Volk 'mal mischt man sich,
Beide. Und amüsirt sich königlich!
Lieschen. In der Hasenheide,
Wo zur Magenweide
Man nimmt Kaffee, Zucker, Wurst und Semmel mit –
Telemach. Wo beim Tanzvergnügen
Man kann Kloppe kriegen,
Wenn man jemand auf die Hacken tritt.
Dahin, dahin möcht ich, mit dir, Geliebte(r), zieh'n.



Zwei Wiener, die Urberliner wurden: Josefine Dora und Oscar Sabo in »Bummelstudenten« von Rudolf Schanzer und Rudolf Bernauer. Das Stück entstand nach der Altberliner Posse »Auf eigenen Füßen« von Emil Pohl und Heinrich Wilken. Rudolf Schanzer war übrigens jahrelang eines der prominentesten Redaktionsmitglieder der »B. Z. am Mittag«.

BUMMELSTUDENTEN

(Silvester 1910)

Das Berliner Theater hat seinen neuen großen Schlager. Und es verdient den Riesenerfolg, den die »Bummelstudenten« gefunden haben, verdient ihn um so mehr, als die Darstellung dieser alten Berliner Posse zu dem köstlichsten zählt, was wir in den letzten Jahren erfahren haben. So wird diesem lustigen alten Stück von Pohl und Wilken, das einst »Auf eigenen Füßen« hieß, und das jetzt Rudolf Bernauer und Rudolf Schanzer mit unübertrefflichem Geschick bearbeitet haben, ein neues langes Leben beschieden sein.
Bummelstudenten sieht man ja immer gern auf der Bühne. Carl Clewing freilich und Oscar Sabo sind Bummler ganz eigener Art. Wie sie in dulci jubilo leben, wie sie das alte Ständchen »Herzliebchen mein unter dem Rebendach« singen, das sind entzückende kleine Erlebnisse. Und zum Schluß des vierten Bildes »Das seltsame Konservatorium« trugen Clewing und Sabo auf ihrer Violine und Mandoline eine wirksame Ballade mit Musik von Bogumil Zepler vor, die gleichfalls außerordentlich einschlug.

B.Z. am Mittag Januar 1911

THEATERKASSIERER GELBSIEGEL

Heinrich Wilken schuf in dem Volksstück »Hopfenraths Erben« diese Altberliner Type

In dem Altberliner Volksstück »Hopfenraths Erben« ist die Figur, die alle Figuren tanzen läßt, die im Leben der Brauereibesitzerin Christiane Hopfenrath oft verhängnisvoll, aber immer zum Gaudium des Publikums Schicksal spielt, der Theaterkassierer Gelbsiegel. Auch Cläre Waldoff hat darin gespielt und war in aller Munde, als sie auf ihre unnachahmliche Art »Wat jeht mir Jelbsiegel an...?« sagte. Dieser Gelbsiegel aber hatte, u.a., das unten wiedergegebene Couplet zu singen:

Gelbsiegel. Ich bin recht zufrieden mit mir; habe da ein glückliches Paar gemacht und noch zehntausend Thaler dabei verdient, die mich hoffentlich schnell weiterführen werden. Alles oder Dalles, das ist mein Wahlspruch. Sieben Vermögen hätte ich schon verpulvert, wenn ich je eins gehabt hätte. (Er macht Notizen.) Diesmal kann meine Berechnung nicht trügen: der Baron hat die Mitgift seiner Frau in das Bergwerk geschickt, da wurde es leidlich, aber es lag noch kein richtiger Mumm drin; erst seitdem die fabelhaften Maschinen angeschafft wurden, die riesigen Sprengarbeiten bewältigt, ist die Sache klar. Wo er die Unsummen dazu wohl hergenommen hat? Ich fürchte, Schwiegermama würde einen höllischen Schreck bekommen, wenn es ihr plötzlich einfiele, ihr Deposit von ihm zurückzufordern.

Im Grunde genommen, was geht's mich an? Jeder sorgt für sich, und ich glaube, diesmal haben wir den Zipfel vom Mantel der Fortuna erfaßt. Den richtigen Mumm und den Skandal zur rechten Zeit, dann muß es gehen:

DAS LIED VOM ERFOLG

Als ich noch in der Kasse saß,
Da seufzt' ich manchmal sehr,
Wir gaben's allerschönste Stück,
Und doch war's hundeleer.
Man klatschte wütenden Applaus
Und rief den Dichter zehnmal raus.
(Er spricht.)
Kassenrapport 19 Mark 50.
(Er singt.)
Die Sache war gar nicht so dumm,
Aber's fehlt der richtige Mumm.

Doch schreibt schon die Zeitung vier Wochen vorher:
Nein, Kinder, das Stück ist doch zu ordinär.
Der Stoff sehr frivol und die Sprache pikant,
Für Damen besonders entschieden genant.
Sagt Schulze zu Müllern: »Es is ja gemein;
Ich bin zu entrüstet; da müssen wir rein!«
(Er spricht.)
Mütter, Greise, Töchterschulen, alle sind zu wütend! Jeder sagt: is denn so was möglich? Das muß ich nochmal sehn. Ausverkauft! Orchester geräumt; Billetthändler zerrissen. Kolossal!
(Er singt.)
Ja nur Skandal! Skandal! Skandal!
Das zieht allemal!

Es singt 'ne neue Sängerin,
Die Stimme ganz brillant;
Sie trillert wie 'ne Nachtigall,
Ist hübsch und elegant.
Doch ist sie ihrem Manne treu
Und sehr bescheiden nebenbei.
(Er spricht.)
Kassenrapport 19 Mark 50.
(Er singt.)
Die Sache ist gar nicht so dumm,
Aber's fehlt der richtige Mumm.

Nun kommt eine andre, 'ne kleine Person,
Gleich sind aus dem Häuschen Schulz, Müller und Kohn;
Sie singt nicht zu schwach und sie singt nicht zu stark,
Sie kriegt jeden Abend bloß zweitausend Mark.
Und alles umschwärmt sie auf Schritt und auf Tritt,
Denn paßt ihr was nicht, heißt's: »I sing heute nit!«
(Er spricht.)
Aber der Nimbus ist auch pyramidal! Choristin gewesen, entdeckt worden. Zur Baronesse gemacht, ins Feld gezogen, den einen geheirathet und den andern gepflegt, dann wieder den einen gepflegt und den andern geheirathet; durchgebrannt, Singen abgeschworen, auf die Alpen gezogen, Kuhkäse gemacht; Sehnsucht übermannt, runter von die Alpen, weg von dem Kuhkäse, rin ins Theater! Losgetrillert! Jubel!
(Er singt.)
Ja nur Skandal! Skandal! Skandal!
Das zieht allemal!

Paul Wiegler:

ZWISCHEN MELANCHOLIE UND HEITERKEIT

Diese Würdigung der Dramatisierung von Georg Hermanns »Jettchen Gebert« erschien am 1. Januar 1914 in der Vossischen Zeitung, an welchem Tage das traditionsreiche Berliner Blatt in den Ullstein-Verlag überging:

Das Kleine Theater spielt jetzt eine stimmungsvolle Dramatisierung des zuerst in der »Vossischen Zeitung« erschienenen Altberliner Romans von Georg Hermann, der melancholischen feinen Geschichte von »Jettchen Gebert«, und man darf mit Genugtuung feststellen, daß auch in der verdeutlichenden Optik der Bühne alles seinen Reiz bewahrt hat. Leibhaftig stehen die Figuren vor uns, die schöne Henriette Gebert selbst, der blonde Dr. Kößling, dem sie in kurzem Glückstraum sich zuneigt, der entsagende Onkel Jason, Onkel Eli und Tante Minchen, Onkel Salomon und Tante Riekchen, in deren Haus das elternlose Jettchen die Jahre der Kindheit verbracht hat, und die übrigen Mitglieder der Familien Gebert und Jacoby. Bewahrt sind die mit eindringlicher Kunst gestalteten ernsten und heiteren Menschentypen, und ursprünglicher noch als im Buch wirkt der zwischen ihnen hin und her gehende, witzige und beschauliche Dialog. Am lustigsten ist der alte, kluge Onkel Eli, der die Mürbekuchen so gern hat und philosophisch erklärt: »Mürbekuchen kann man noch essen, wenn der Leichenwagen schon vor der Tür steht«, oder, nicht minder philosophisch, über Kößlings Beruf meint, ein Schriftsteller habe ein ganz gutes Geschäft, denn er arbeite ohne Spesen. Aber auch Riekchen hat ihre Stichworte, die welterfahrene, häusliche Tante, die, wie sie tröstend zu Jettchen sagt, den Onkel nur dreimal vor ihrer Heirat gesehen hat und doch mit ihm glücklich wurde... Und wer wird nicht lachen, wenn nach dem Hochzeitsdinner Onkel Naphtali aus Bentschen sich nach den »kleinen Fischen« erkundigt, die es zu essen gab, und, von Tante Riekchen belehrt, spitzig antwortet: »Faurellen? Wie heißt Faurellen? Me gibt Lachs.« Von der szenischen Dekoration des Kleinen Theaters haben besonders die gemütliche Eßstube im ersten Akt und das grüne Gartenidyll um die Charlottenburger Sommerwohnung gefallen.

*

Georg Hermann wurde schon nach dem zweiten Akt gerufen und sah mit gelindem Staunen in die ihm fremde Premierenwelt.



Ellinor Büller spielte 1913 Georg Hermanns Jettchen Gebert, und Onkel Jason war Paul Bildt, Tante Riekchen war Rosa Valetti, Paul Otto der Doktor Kößling, Lupu Pick der alte Onkel Eli. (Georg Hermann war viele Jahre lang Redakteur und Autor der Zeitungen des Ullstein-Verlages.)

Ein Kapitel Neu-Berlin: **DAS FENSTER ZUM FLUR**

Das neue Berlin ist so arm an lokalbetonten Volksstücken, wie das alte gesegnet damit war. So waren Publikum und Kritik dankbar, daß das Hebbel-Theater ein gutes Volksstück präsentierte: »Das Fenster zum Flur« von Curth Flatow und Horst Pillau. Die Autoren griffen in die Herzkammer des Berlinertums von heute und siegten mit den Hauptdarstellern Inge Meysel und Rudolf Platte. Brigitte Mira und Willi Rose setzten die Serie der Aufführungen dieses Stückes fort, das den Spielplan des Jahres 1960 im Uraufführungstheater beherrschte. Inhalt? In der Familie des Straßenbahners Wiesner herrscht Anni, seine Frau, herzwärmende, nervtötende, geliebte Tyrannin in Kellerwohnung und Wohnküche. Ihr Mann soll den neuen Großraumwagen bei der Jungfernfahrt steuern – da überfällt ihn eine schwere Augenkrankheit, die er ihr nicht einzugestehen wagt. Er kommt nach Hause, er ist »geschafft«:

Mutter. Siehst müde aus, Karl. Is auch kein Wunder, wenn sie dich am hellichten Tag aus dem Schlaf reißen.
(Sie holt Kaffee, der unter einer Haube steht, und dreht sich vor ihm hin und her, um ihn auf ihre Frisur aufmerksam zu machen.)
Der wird dich wieder munter machen. (Schenkt ein.) Guck mich mal an, Karl, hast du mir gar nichts zu sagen?

Vater (erschrocken). Wie, woher weißt... Was meinst du?

Mutter. Na, meine Frisur. Siehst du denn das gar nich? Is doch schließlich für deinen großen Tag.

Vater (bitter). Mein großer Tag... Anni, ich muß mit dir sprechen.

Mutter. Na nu, so feierlich? (Sie setzt sich.) Also schieß los, aber beeil dich, du mußt gleich zum Dienst, und gerade heute lege ich großen Wert darauf, daß du nicht zu spät kommst, sonst führt noch ein anderer deinen Wagen, und das könnte dem so passen.

Vater. Ist denn das so wichtig, wer an der Kurbel steht, ich oder ein anderer?

Mutter. Ich hör' wohl nicht recht! Das soll nicht wichtig sein? Die Krönung deiner Laufbahn! Seit Tagen denke ich ja an nichts anderes als an den Festtag. Abends schlafe ich mit dem Großraumwagen ein. Nachts beschäftige ich mich mit den Ehrengästen, und morgens wach' ich mit deinem Generaldirektor auf. Ich weiß genau, was dir fehlt!

Vater (blickt sie groß und ängstlich an). Ja?

Mutter. Lampenfieber hast du! Ganz einfach Lampenfieber. Aber das gibt sich. Wenn du erst an der Kurbel stehst, ist es wie weggepustet.

Vater. Wer weiß, wie lange ich noch an der Kurbel stehe...

Mutter. Nu mach mal halblang. Was ist denn bloß... Das ist kein Lampenfieber, das ist die Witterung! Der November; morgen ist Bußtag, da kannst du von mir aus melancholisch sein, aber heute... Karl, denk doch mal dran, wie wir uns alle freuen, die ganze Straße steht doch Spalier.
(Sie schlägt sich auf den Mund.)
Nun habe ich's gesagt, das sollte doch eine Überraschung sein.

Vater. Du machst es einem aber auch wirklich nicht einfach...

Mutter. Nee, Karl, diese Stimmung laß' ich nicht aufkommen und schon gar nicht bei dir, wo ich auf dich so stolz bin, so stolz. (Sie wischt sich eine Rührungsträne aus den Augen.) Das is für mich ja heute auch eine Art Höhepunkt. Ich bin doch schließlich deine Frau...

Vater. Sag mal, rechnest du gar nicht damit, daß mal etwas Unvorhergesehenes passieren könnte, etwas, wogegen man gar nichts machen kann. Zum Beispiel, das Haus brennt ab oder jemand wird krank...?

Mutter. Nein, daran denke ich nicht. Wenn's kommt, ist es da, und dann werden wir schon damit fertig werden. (Sie steht eilig auf.) Aber du wirst nicht rechtzeitig fertig...

*

Vor Mutter Wiesner aber soll auch auch noch anderes Pech verheimlicht werden. Das drückt sich in diesem Dialog aus:

Herbert. Wenn die was rauskriegen will (seufzt)... Da ist die Inquisition ein Gesellschaftsspiel gegen...

Vater. Ja, wenn sie was rauskriegen will... Aber wer im Glück badet, zieht sich nicht selbst den Stöpsel aus der Wanne...

Herbert Pfeiffer · EIN WAHRES VOLKSSTÜCK

Mit dem Begriff »Volk« ist in den letzten dreißig Jahren sicher viel Mißbrauch getrieben worden. Wenn aber das »Volksstück« in dem Sinne, wie es sich in Berlin bildete, darauf beruht, daß es Charaktere hat und jeder von diesen auf der Bühne doch etwas tut, was dem Zuschauer gefällt, in Trauer und Lust, wenn diese Charaktere auch dem Wortwitz geopfert werden können, wenn die Vorlage in erster Linie auf den Schauspielern beruht, so sehr, daß sie sogar improvisieren können, dann ist dieses »Fenster zum Flur« ein echtes, ein geradezu klassisches Volksstück.

Denn: die Zentralfigur, die Portierfrau Wiesner, ist im Kern echt. Sie lebt mit ihrem Mann, der Straßenbahnführer ist, mit zwei Töchtern und einem Sohn im Untergeschoß, mit dem Fenster zum Flur, von dem aus man die Außenwelt, Menschen, Hunde und Feuerwehr nur an den Beinen erkennen kann. Diese Frau spielt Inge Meysel. Sie spielt sie genau, nicht zu sehr in der Höhe, aber auch nicht zu sehr in der Fläche. Sie gab sie als eine Mutter Wolffen im Entwurf, als eine Energie, die nach oben drängt, die aus dem Keller wenigstens für ihre Kinder in die erste Etage will und die daher die ganze Familie anpeitscht, »mehr« zu werden, als die Geburt vorzeichnete. Sie scheitert, und das Glück bleibt einigermaßen in der Mitte. Flatows und Pillaus Menschen sind nicht reales Volk; ihr Stück enthält vielmehr das Ideal des Volkstümlichen. Das aber gab Inge Meysel mit Kraft, die Niederlagen der Familie noch mit einem Rest des Kämpferischen beantwortend. Man kann sich denken: die Dorsch hätte das böser gespielt, die Drews diktatorischer, die Weiser bestürzender. Inge Meysel hat die Zwischentöne: sie eilt im richtigen Augenblick an der Sentimentalität vorbei, und sie zeigt verdeckt, daß eine solche retardierte Familientyrannin, ginge sie auch nur ein paar Schritte weiter, hassenswert werden kann.

Der Bühnenbildner Emil Hasler hat eine kleinbürgerliche Kellerstube aufgebaut, die wie aus dem heute noch existierenden alten Charlottenburg hergeholt zu sein schien. Der Regisseur Erik Ode erweist sich als ein unermüdlicher Beweger der Szene. Und die Autoren haben ihm eine solche Überfülle von Pointen, Witzen, Redensarten übergeben, daß die Dynamik sich einfach einstellen muß.

Es gab, nach Jahren, ein Wiedersehen mit Rudolf Platte auf der Bühne. Er war unvergessen und wurde herzlich begrüßt. Und er war beglückend. Wenn man sah, wie Platte, der uns so viel »Klamauk« im Film vorgeführt hat, nun als ein auch in die Jahre kommender Mann mit der stillen, ja dezenten Charakteristik arbeitete, mit der einfachen Beobachtungskunst, mit der manchmal geradezu erschreckenden mimischen Wahrheit, dann freute man sich über diese Rückkehr.

(Ausschnitt aus der Kritik der Berliner Morgenpost vom 2.2.1960.)



Inge Meysel und Rudolf Platte in »Das Fenster zum Flur«.

Zum ersten Male:

Die Ratten

Berliner Tragikomödie in fünf Akten von Gerhart Hauptmann

Blick auf den Theaterzettel der Uraufführung im Lessing-Theater am 13. Januar 1911.

Erster Akt (Szenenausschnitt)

Walburga (stutzt, horcht, sagt dann ängstlich). Papa! – Ist schon jemand hier oben? – Papa! Papa! – (Sie horcht lange gespannt und sagt dann:) – Es riecht ja hier so nach Petroleum! – (Sie findet Streichhölzer, entzündet eines davon, will die Lampe anstecken und verbrennt sich an dem noch heißen Zylinder.) – Au! – Donnerwetter, wer ist denn hier?

Frau John. I, Freilein Walburga, wer wird denn jleich Lärm machen! Sein se man friedlich! Det bin ja bloß ick.

Walburga. Gott, hab' ich aber einen ganz entsetzlichen Schreck bekommen, Frau John.

Frau John. Weshalb denn, Freilein? Wat suchen Se denn heit an Sonntag hier?

Walburga (Hand auf dem Herzen). Mir steht noch immer das Herz ganz still, Frau John.

Frau John. Wat hat's denn, Freilein Walburga? Wer ängstigt Se denn? Sie missen det doch von Ihren Herren Vater wissen, det ick Sonntag und Wochentag hier oben mang die Kisten und Kasten zu tun habe, mit Staub abbürsten und Motten auskloppen. In drei, vier Wochen, wenn ick jlicklich mit die zwölf- oder achtzehnhundert Theaterlumpen eemal rum bin und fertig bin, fängt et doch immer wieder von frischen an.

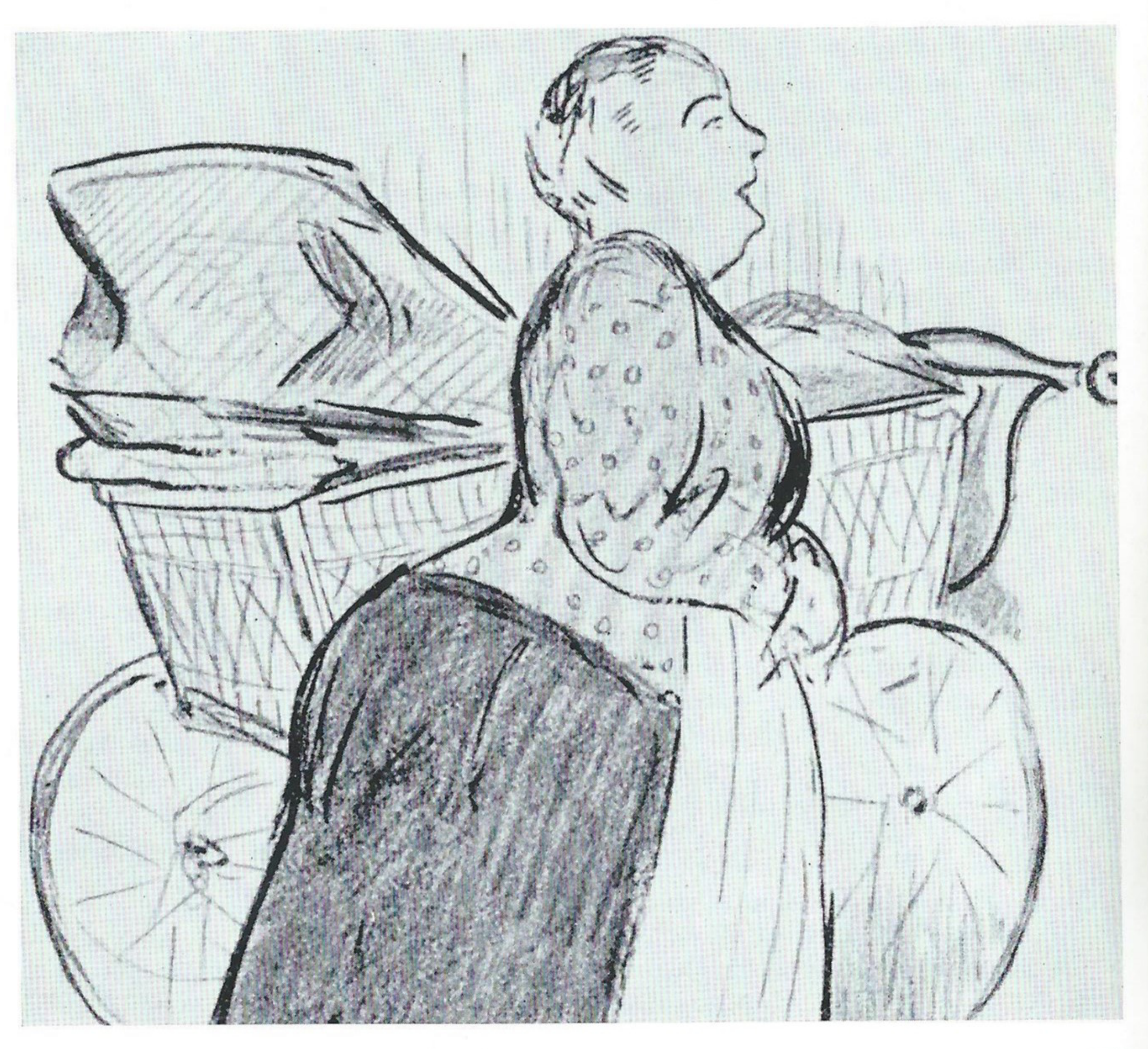
Walburga. Ich hab' mich erschrocken, weil sich der Lampenschirm noch ganz heiß anfaßte, Frau John.

Frau John. Nu ja, de Lampe hat ebent jebrannt, un ick hab' se vor eene halbe Minute ausjepustet. – (Sie hebt den Zylinder ab.) – Mir brennt et nich! Ick habe harte Hände! – (Sie zündet den Docht auf.) – Na, nu wird Licht! Nu hab' ick se wieder anjestochen. Wat is nu Jefährliches los. Ick sehe nischt.

Walburge. Hu, Sie sehen ja aus wie ein Geist, Frau John.

Frau John. Wie soll ick aussehn?

Walburga. Das ist, wenn man so aus der prallen Sonne ins Finstere kommt... in diese muffigen Kammern hinein, da ist man wie von Gespenstern umgeben.



Liebevolle Karikatur von R. L. Leonard (die Zeichnung stammt aus der Theater-Sondernummer 1911 der »Lustigen Blätter«): Else Lehmann als Frau John in Gerhart Hauptmanns »Ratten«.

Frau John. Na, kleenet Jespenst, weshalb kommen Se denn? – Sind Se alleene oder is noch jemand? – Kommt am Ende Papa noch nach?
Walburga. Nein! Papa ist heute zu einer wichtigen Audienz nach Potsdam hinaus.
Frau John. Und wat suchen denn also Sie nu woll hier?



Die Rolle der Walburga spielte in der Uraufführung Paula Somary.

Walburga. Ich? Ich bin einfach spazieren gewesen.
Frau John. Na, denn sehn Se man wieder, det Se fortkomm. In Papa'n seine Rumpelkammer scheint keene Pfingstsonne nich.
Walburga. Sie sollten auch, so grau wie Sie aussehen, mal lieber raus an die Sonne gehn.
Frau John. I, Sonne is bloß for feine Leite! Wenn ick man alle Tache meine paar Pfund Staub und Dreck uf de Lunge krieje. – Jeh man, Kindken, ick

Käthe Dorsch als Frau John in Gerhart Hauptmanns »Die Ratten« in der Aufführung des Schiller-Theaters aus dem Jahr 1954.



muß an de Arbeet! – mehr brauch ick nich: ick lebe von Müllstob und Mottenpulver. – (Sie hustet.)

Walburga (ängstlich). Sie brauchen Papa nicht zu sagen, daß ich hier oben gewesen bin.

Frau John. Ick? Ick habe woll sonst nischt besseret zu tun.

Walburga (scheinbar leichthin). Und sollte Herr Spitta nach mir fragen...

Frau John. Wer?

Walburga. Der junge Herr, der bei uns im Hause Privatstunde gibt...

Frau John. Na, und?

Walburga. Sind Sie so freundlich und sagen Sie ihm, daß ich hier gewesen, aber gleich wieder gegangen bin.

Frau John. Also, Herrn Spitta soll ick et sagen, Papa'n nich?

Walburga (unwillkürlich). Um Gottes willen nicht, liebste Frau John.

Frau John. Na wacht du, wacht. Jib du bloß man Obacht. Manch eene hat ausjesehn wie du und is aus die Jejend jekomm wie du, wo nachher in de Drajonerstraße in Rinnsteen oder jar in de Barnimstraße hinter schwed'sche Jardinen zugrunde jejangen is.

Walburga. Sie werden doch damit nicht sagen wollen, Frau John, oder glauben wollen, daß in meiner Beziehung zu Herrn Spitta etwas Unerlaubtes oder Ungehöriges ist?

Frau John (in höchstem Schreck). Mund zu! – Et hat jemand den Schlüssel im Schloß jestochen.

Walburga. Auslöschen!

Frau John (bläst schnell die Lampe aus).

Walburga. Papa!

Gerhart Hauptmann, aufgenommen am Uraufführungstage der »Ratten« (13. Januar 1911) im Foyer des Lessing-Theaters.

Frau John. – Freilein, ruf uf'n Oberboden.

Sie und Walburga verschwinden über die Treppe durch den Bodenverschlag, der verschlossen wird.

*

Zwei Herren, der Direktor Harro Hassenreuter und der Hofschauspieler Nathanael Jettel, erscheinen durch die Flurtür im Gange. Der Direktor ist mittelgroß, glattrasiert, fünfzig Jahre alt. Er pflegt große Schritte zu nehmen und bekundet ein lebhaftes Temperament. Sein Gesichtsschnitt ist edel, das Auge von kühnem Ausdruck. Sein Betragen ist laut. Sein Wesen überhaupt durchaus feurig. Er trägt einen hellen Sommerüberzieher, den Zylinder nach hinten gerückt und übrigens Frackanzug und Lackschuhe. Der leger geöffnete Paletot enthüllt eine mit Ordensternen überdeckte Brust. – Hofschauspieler Jettel trägt unter dem leichtesten Sommerüberzieher einen weißen Flanellanzug. Er hat einen Strohhut nebst elegantem Stock in der linken Hand, gelbe Schuhe an den Füßen. Er ist ebenfalls glattrasiert und über die Fünfzig alt.

Direktor Hassenreuter (ruft). John! – Frau John! – Ja, das sind nun hier meine Katakomben, lieber Jettel! Sic transit gloria mundi! Hier hab' ich nun alles, mutatis mutandis, untergebracht, was von meiner ganzen Theaterherrlichkeit übriggeblieben ist: alte Scharteken! Alte Lappen und Lumpen! – John! John! Sie ist hier gewesen, denn der Lampenzylinder ist heiß! (Er zündet mit einem Streichholz die Lampe an.) Fiat lux perat mundus! So! Jetzt können Sie mein Motten-, Ratten- und Flohparadies bei Lichte besehen...

MAX OSBORN am 14. Januar 1911 in der BERLINER MORGENPOST:

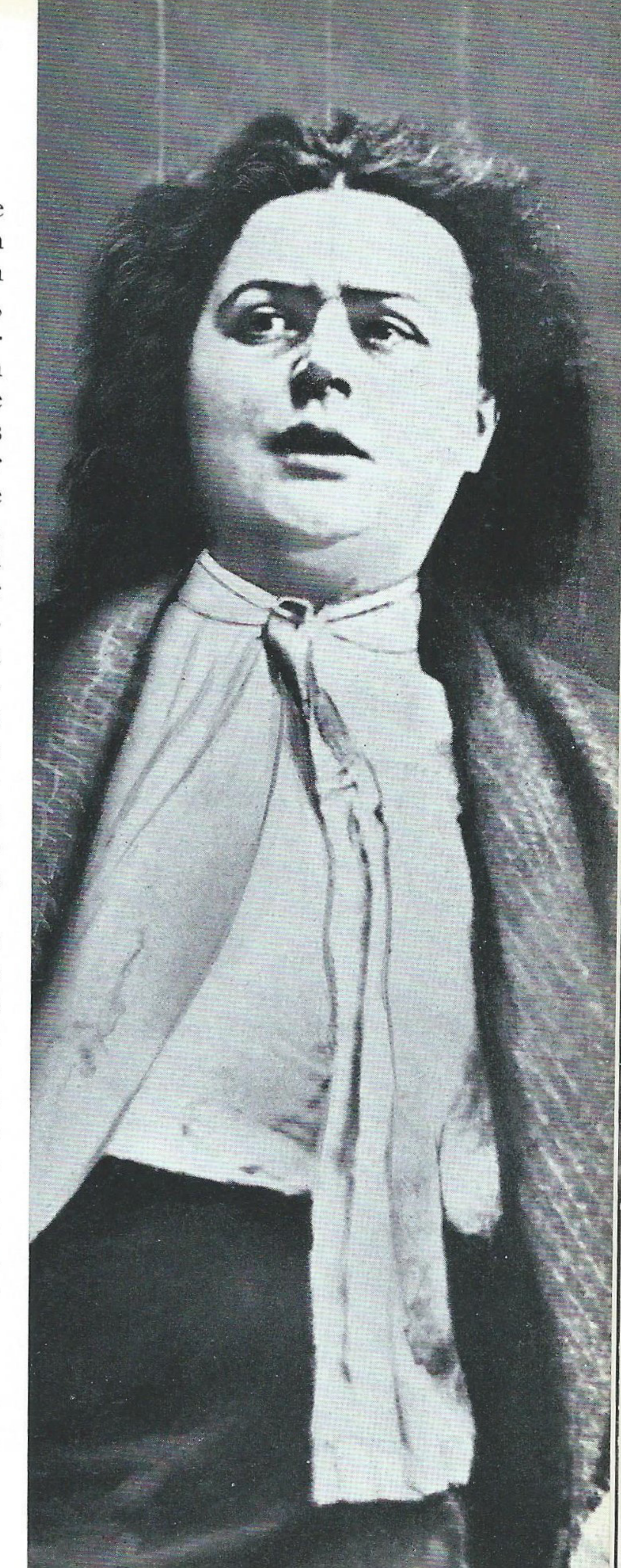
DIE FAUST DES DRAMATIKERS

Seit Jahr und Tag hat Gerhart Hauptmann dem Publikum nicht mit so zwingender Gebärde die Faust des Dramatikers gezeigt; seit Jahr und Tag hat er kein Stück so rund und fertig gearbeitet aus der Werkstatt entlassen.

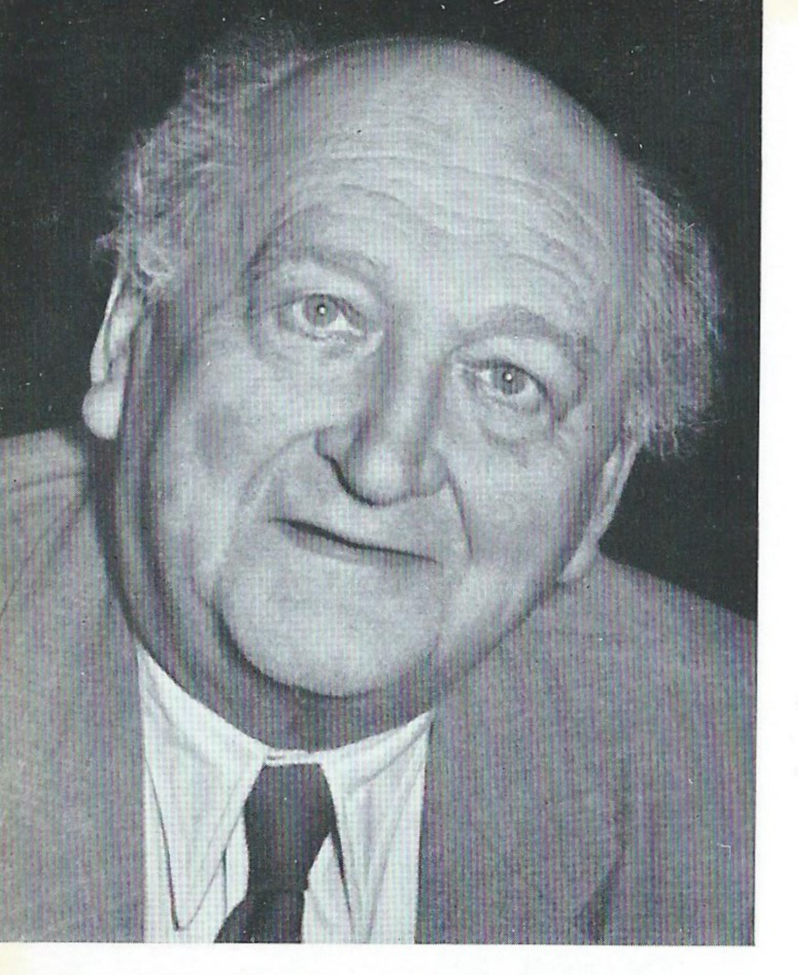
Versuchen wir's, durch die Fabel des Stückes in sein Wesen einzudringen. Sie ist wie die vieler Tragödien eine – Kriminalgeschichte. Die verehelichte Jette John, Frau des Maurerpoliers Paul John in Berlin O, sucht das uneheliche Kind eines polnischen Dienstmädchens als ihr eigenes in ihr Haus zu schmuggeln; schiebt, als die Mutter des Schreihalses wider die Abrede doch Ansprüche an ihn stellt, das schwächliche Kleine einer Flurnachbarin vor, um das sich ein tosender Streit der beiden Mütter ergibt, bis das salomonische Urteil des Todes das arme Wurm abruft; und stiftet schließlich, da dieser Streich mißglückt, ihren Lumpen von Bruder an, die Polin zu beschwichtigen – ein Auftrag, den das zuckersüße Brüderchen ein bißchen gar zu konsequent befolgt, indem er Fräulein Pauline Pipperkarcka »kalt macht«.

Und nun spiegelt sich – und das ergibt einen originellen Ausblick – dieser Kern der Fabel in einer Kontrasthandlung, das Proletariertum in einer halb spaßigen modern-romantischen Welt, die der Welt der Jungfern von Bischofsberg nahe steht, die Bourgeoissehnsucht der Maurerpoliersfrau in einem lustig nuancierten Bourgeoismilieu. Sehr geschickt erfand sich Hauptmann dazu die Familie und den Anhang eines etwas heruntergekommenen Theaterdirektors a. D., dessen lagernden Fundus Frau John, wie die Mutter Wolffen aus dem Biberpelz nach außen ein Muster von Biederkeit, im Speicher der baufälligen Mietskaserne, in der sie wohnt, betreut. Auch in diesem Kreise gibt es Mißlichkeiten, doch während auf der proletarischen Seite das Ende ein Schrecken ist – alles kommt ans Licht, das Kind wird von der Waisenkommission geholt, und Jette John stürzt sich zum Fenster hinaus –, lösen sie sich in Freundlichkeit und Milde auf. Direktors leben wieder »oberirdisch«; den anderen, die »unterirdisch« leben, verlischt das Dasein in Finsternis und Zerstörung. Die dort hausen, unter der Erdoberfläche, sind den Ratten verwandt, die in der alten Baracke ihr Wesen treiben und an der schlummernden Theatergarderobe des Direktors Hassenreuter nagen, menschliches Ungeziefer und doch von Hause aus auch Kinder der großen Mutter Natur.

Die Aufführung des Lessing-Theaters hat von der darstellerischen Seite die Forderungen des Stückes fast ohne Rest beglichen. In der Hauptrolle wird keine Künstlerin Else Lehmann gleichkommen, die aus appetitlicher Drallheit und Tüchtigkeit, berlinischer Energie und Gerissenheit, angeborener Gemeinheit und Güte und den rührenden Zügen einer ins Wahnwitzige sich verstrickenden Mütterlichkeit ein Menschenkind von erschreckender und ergreifender Wahrheit formte.



Else Lehmann war besonders in Hauptmann-Rollen das Gespräch des damaligen Berlin.



Montag, den 31. Dezemb:r (Silvester) 7 Uhr

findet im **Deutschen Theater** eine **einmalige** Vorstellung des Lustspiels

Im weißen Rößl

von Blumenthal und Kadelburg

statt.

Die Rößlwirtin spielt **Lucie Höflich,** den Glühstrumpffabrikanten Giesecke spielt **Jacob Tiedtke.** **Maria Fein** wird als Briefträgerin Original-Tiroler Jodler vortragen, den Rechtsanwalt Siedler spielt **Gustav Gründgens,** den Bettler Loide spielt **Erwin Faber,** einen schüchternen jungen Mann **Mathias Wieman,** ferner wirken mit: **Käte Lenz, Leonhard Steckel, Walter Gynt, Hans Rehmann, Hadrian M. Netto, Arnulf Schröder, Sylvia v. Rodenberg, Leonore Ehn, Friedrich Jolowicz, Elinor Büller, Sybille Schmitz, Heinrich Marlow, Hedwig v. Lorée, Renée Köhler, Marianne Hoppe, Berte Hirschlaff, Carl Jönsson, Hugo Bauer**

Unter den Gästen im Weißen Rößl werden sich auch, unbeschadet ihrer Tätigkeit in den Kammerspielen, die Herren **Werner Krauß u. Richard Romanowsky** befinden.

DER KLASSISCHE LUSTSPIEL-BERLINER:

1898 schrieben *Oskar Blumenthal* und *Gustav Kadelburg* ihr Lustspiel »Im weißen Rößl«, das später, mit den Melodien von Ralph Benatzky, Robert Stolz und Bruno Granichstädten, auch ein großer Operettenerfolg wurde. Die Rolle des Urberliners Giesecke, den es als Sommerfrischler ins Salzkammergut verschlagen hat, geht in manchem auf die Gestalt des bekanntenBerliner Restaurateurs *Rudolf Dressel* zurück. Der Altberliner Komiker *Emil Thomas* erzählt in seinen Erinnerungen, daß die Autoren ihn in ihrem Lustspiel mit seinem Ausspruch verewigten: »Det Jeschäft is richtig.« Einen Szenenausschnitt geben wir hier wieder.

Giesecke. Zwe Julden für die kleene Fahrt! Ich danke! Davor kann ich schon dreimal von der Jannowitzbrücke nach Treptow fahren und noch eine Portion jrüne Aale essen! (Zu Leopold.) Haben Sie jrüne Aale?

Leopold. Nein, bitte. Aber ein schöner Lungenbraten wär' da.

Giesecke. Will ich nicht. Wenn ich Dampfer fahre, will ich Aale essen, das gehört zusammen. Aber so was kennen hier die Brüder natürlich nicht.

Charlotte. Aber Wilhelm! Aale gibt's doch nun einmal nicht im Salzkammergut!

Giesecke. Warum wir aber auch gerade in die Jejend reisen mußten!

Ottilie. Aber Papa, wir hatten doch nun einmal die schönen Kostüme vom Alpenball bei Krolls, im vorigen Jahre, die müssen wir abtragen, und hier geht ja doch alle Welt so.

Charlotte (zu Ottilie). Steht dir aber auch wirklich reizend, dieses Ischler Bauernkostüm!

Giesecke. Aber mir nicht! (Er wirft den Lodenmantel ab und erscheint im Gebirgskostüm, gemsledernen Hosen, nackten Knien und hellgrünen Stutzen.) Wenn ich mir so in die große Friedrichstraße blicken lasse, da denken die Leute, ich bin aus die Jebirgshallen ausgebrochen! Von's Tiroler Quartett! Und das soll schön sein? Die halben Hosen? Als wenn der Stoff nicht gelangt hätte! Und die nackichten Knie! Wenn die Sonne weg ist, dann friert's einem – und wenn sie da ist, da kommen die Mücken und frühstücken! ... Ich danke!...

Charlotte. Aber dafür diese herrliche Natur! Dieser lachende See!

Giesecke. Der Müggelsee ist mir lieber!...

Ottilie. Aber Papa!

Giesecke. Er ist mir lieber! Das is nu Jeschmacksache!

Ottilie. Da hast du aber doch nicht die Berggipfel mit dem ewigen Schnee!

Giesecke. Na, ist denn Schnee vielleicht wat Scheenes? Zu Hause sind wir froh, wenn wir ihn endlich weg haben, und hier soll ich mir freuen, daß er noch da ist! Wieso denn?! Und dann das Wetter hier im Salzkammergut! So was von

Jacob Tiedtke spielte den Urberliner Giesecke in der denkwürdigen Silvesteraufführung des »Weißen Rößl« 1928 im Deutschen Theater. Die hier verkleinert wiedergegebene Anzeige aus der »B. Z. am Mittag« vom 27. Dezember 1928 ist, wie die Aufführung, ein Kuriosum der Theatergeschichte – sie zeigt, daß, zum Silvestervergnügen der Einwohner, große Schauspieler auch kleinste Rollen spielten.

GIESECKE tritt auf

Regen! Wo sie das Wasser bloß hernehmen? (Zu Leopold.) Sagen Sie mal, regnet es denn bei Ihnen auch so viel?
Leopold. Ach, wir können nicht klagen. Wir haben doch hin und wieder einen ganz schönen Tag ... Besonders, wenn Wind, der vom Gamskogel herkommt ...
Giesecke (zu Charlotte). Nun warte du also gefälligst, bis der Wind vom Jamskogel herkommt! (Zu Leopold.) Wie steht's denn nun mit Logis? Ich brauche zwei Zimmer!
Leopold. Da hab' ich nur noch ein sehr schönes Zimmer im ersten Stock und ein kleines in der Dependance, im zweiten Stock.
Giesecke. Erlauben Sie mal! Das jeht nicht! Zunächst müssen die Zimmer nebeneinander liegen ... und dann ... wie hoch ist denn bei Ihnen der erste Stock?
Leopold (nicht verstehend). Wie meinen der gnä' Herr?
Giesecke. In Wien wurde mir auch ein Zimmer im ersten Stock angeboten, aber, wie ich eine Treppe heraufgekommen war, sa sagt der Kellner: »Bitt' sich höher zu bemühen, das ist erst der Halbstock!« und auf dem zweiten Treppenflur: »Das ist der Mezzanin!« Und erst drei Treppen hoch sagte er: »Bitt' schön, das ist der erste Stock!« Sie zählen wohl hier in Österreich die Stockwerke von oben?



In der Eric-Charell-Inszenierung des »Weißen Rößl« im Großen Schauspielhaus spielte Otto Wallburg (Mitte) den Giesecke (1930), Paul Hörbiger den Kaiser Franz Josef (links) und Willi Schaeffers den Professor Hinzelmann. Später hat Willi Schaeffers viele hundert Male den Giesecke dargestellt. Gieseckes Tochter war Trude Lieske.



DER GONGSCHLAG FÜR DIE SAISON 1908

Metropol-Premiere / Von Norbert Falk

Gestern: »Donnerwetter – tadellos!« Große Jahres-Revue in einem Vorspiel und neun Bildern von Julius Freund. Musik von Paul Lincke.

Die Metropol-Premiere! Es gibt eben nur eine in jedem Jahr. Und das ist ihr Reiz. Die Behrenstraße hat es gestern wieder verspürt. Es ist echt neuberlinisch, daß nun, da die neue Feerie vom Stapel ist, die Saison in Gang kommt. Draußen auf dem Lande erkennen sie am Massenflug der wandernden Schwalben, daß der Herbst gekommen; hier, wo nur ein paar Quadratmeter Himmel immer zu sehen sind, kündet's seit ein paar Jahren die Metropol-Premiere. Das »Dabeigewesensein« ist für die Lebewelt Berlins Ehrensache; für ein überzahltes Billett – die halbe Seligkeit. Hier gibt's das erste »standesgemäße« Wiedersehn. Daß zu der Begrüßung nach halb durchbadeter, halb durchgepokerter Sommerlust Paul Lincke seine neuesten Melodien aufspielt, Julius Freund seine jüngsten Witze erzählt, Bender, Thielscher, Giampietro, die Massary ihre Humore überkugeln lassen und Richard Schultz Scharen erlesener Mädchenbeine in Glitzerkostümen zum Aufmarsch kommandiert, das ist eben das Spezifische an diesem Reiz. Nun soll's bis zum nächsten September wieder »Donnerwetter – tadellos!« heißen. Die neue Revue hat sehr gefallen. Der Schlager ist ein Duett: Bender als Altberliner Volksstück und die Massary als Neuwiener Operette. Das ist ungemein hübsch, wenn die beiden sich zanken und dann versöhnt sich im Walzer drehn. Das Vorspiel führt, wie schon öfter, in den Himmel. Thielscher als Amor im kurzen Flitterröckchen mit Flüglein auf dem Rücken beklagt sich, daß er keine Geschäfte mehr machen könne. Die Liebe ist kompliziert geworden, man verlangt zu viel »Nuancen« von ihm. Bender (Hymen) steht als Ehestifter erst recht vor dem Bankrott. Venus beruft nun von der Erde den personifizierten Snob (Giampietro). Er kann die Venus nicht mehr schön finden; sie ist veraltet – er findet mehr Gefallen am Chic (Frl. Massary). Grüne Strümpfe und Lackschühchen imponieren ihm mehr als die mythologische Garderobe von Mama Venus. Die göttliche Dame wird zornig und schickt Hebe (Frau Perry) und den alten Wrangel (Herr Kettner) auf die Erde, um dort Chic und Schönheit zu studieren. Die beiden fahren natürlich direkt nach Berlin und kommen auf dem Wilhelmplatz vor dem Kaiserhof an. Hier ist wegen der Untergrundbahnbuddelei die Passage erschwert, und Bender kann sich nur als Alpentourist durch das aufgewühlte Berlin schlagen. Er ist verzweifelt und ruft aus: »Mein ganzes Leben ist ein Perlenhalsband!« – »Wieso?« fragt der alte Wrangel. – »Es kann mir gestohlen werden!« sagt Bender. Auch der zurückgekehrte Friedberg (Giampietro) kommt daher und hat seine sentimentale Begegnung mit der Börse (Fräulein Massary). *Friedberg.* »Ach Börse, liebe Börse!«

Guido Thielscher trat in der Metropol-Revue des Jahres 1908 als erster weiblicher Berliner Droschkenkutscher auf.

Premierenstimmung 1908 im Metropol.



Börse. »Na, was willst du denn, mein Kind?«
Friedberg. »Hör' meine Stimme, hör se'. Und bleib mir gut gesinnt!«
Börse. »Ich bin ganz ohne Frage eine wankelmüt'ge Frau.«
Friedberg. »Bleib' fest nur ein paar Tage, ich bitt' dich, sei nicht flau!«
Ein Verwandlungstrick: aus dem Wilhelmplatz wird der Kaiserhofsaal. Fünfuhrtee. Elegante Gesellschaft. Heinrich Heine tritt auf und singt ein sentimentales Lied. Giampietro als erster bürgerlicher Gardeleutnant trägt brillant ein Couplet vor: »Donnerwetter, tadellos!« Es ist auch Paul Lincke, der am Dirigentenpult sitzt und über dreißig Nummern für diese Revue komponiert hat, vorzüglich gelungen.
Wirklich »tadellos!«

(Berliner Morgenpost 1908)



Die »Lustigen Blätter« karikierten 1910 die Berliner Theatersituation: Links der forsche Zensor Glasenapp, der gerade Roda Rodas »Feldherrnhügel« zur Strecke gebracht hat. Das Ohr am Puls der Zeit hat hier Julius Freund (rechts), der alle aktuellen Ereignisse sofort für die Metropol-Revue verarbeitete — und zwar sehr berlinisch.



GIAMPIETRO

Er, der nicht nur ein großer Bühnen-, sondern auch ein raffinierter Lebenskünstler war, hat ebenso schön zu sterben verstanden. Ein Schlaganfall hat ihn rasch, schmerzlos dahingerafft. Niemals mehr werden wir die hohe, schlanke, leicht vornübergebeugte Gestalt, deren Haltung so charakteristisch in ihrer lässigen Eleganz war, in den Berliner Straßen flanieren sehen, nie mehr wird der schneidig-schnarrende Ton, mit dem er einst sein unnachahmliches »Donnerwetter, tadellos!« ins Parkett hinausschmetterte, uns aus seinem Munde entgegenklingen.
Das Ereignis jeder Metropol-Premiere war viele Jahre hindurch – Giampietro. Seine Rollen – und Julius Freund sorgte schon dafür, daß sie dankbar waren – entschieden den Erfolg.
Und dann oder vor allem, seine Eleganz, die ihre absolut eigene Note hatte. Er war eigentlich mehr als elegant. Er kopierte die Leutnants, und die Leutnants kopierten ihn.
Ohne Monokel im Auge und Zigarette im Mundwinkel haben Giampietro wohl nur die wenigsten gesehen. So sah man ihn auf der Bühne und auf der Straße, auf der Rennbahn und in den eleganten Nachtlokalen, wo ihn die »Provinzler« mit scheuer Bewunderung anzustarren pflegten. »Das ist Giampietro!« flüsterte dann wohl einer dem andern zu.

B.Z. am Mittag am 30. 12. 1913

Josef Giampietro – kurz vor seinem Tode aufgenommen. Er starb am 29. Dezember 1913. Die »B. Z. am Mittag« veröffentlichte damals als Leitartikel einen Nachruf, dem wir die vorstehenden Abschnitte entnehmen.

Julius Freund:

DONNERWETTER, TADELLOS!

Marschlied aus der Ausstattungsrevue »Donnerwetter, tadellos!«

Musik: Paul Lincke. Uraufführung 1908 im Metropol-Theater, Berlin.

Garde meist sehr exklusiv,
Von feudalem Geist,
Sieht auf Bürgerpack nur schief,
Weil der Grundsatz heißt:
Adelsprädikat bezweckt,
Daß kein Plebs uns naht!
Völlig wertlos so'n Subjekt
Ohne Prädikat.
Besteigen wir keck die Schabracken,
Da geben wir allen was vor:
Man kennt die Manöverattacken
Der Jungens vom Gardedukorps!
Donnerwetter! Donnerwetter!
Wir sind Kerle!
Bei Kritik sagt Majestät: Famos! Famos!
Donnerwetter! Jeder einzelne 'ne Perle!
Also wirklich! Donnerwetter, tadellos!

Hoppegarten! Die Armee!
Kurzes Stoßgebet,
Weil für Ruhm und Portemonnaie
Viel am Spiele steht.
Nerv'ge Hand den Gaul verhält,
Leistung kolossal,
Bis das ganze andre Feld
ausgepumpt total!
Dann geben wir plötzlich die Hacken
Und gehn wie ein Wirbelwind vor;
Man kennt die Rennplatzattacken
Der Jungens vom Gardedukorps!
Donnerwetter! Donnerwetter!
Wir sind Kerle!
Holen uns im Sattel Renommee und Moos!
Donnerwetter! Jeder einzelne 'ne Perle!
Also wirklich! Donnerwetter, tadellos!

In der schneid'gen Uniform
Knappheit prononciert!
In der Haltung, in der Form
Schlappheit zart markiert!
Schultern etwas vorgehängt,
Ein Parfüm am Leib,
Das pikant zusammendrängt
Stall und Sekt und Weib!
Der Teufel sitzt uns im Nacken,
Die Weiber leih'n uns ihr Ohr,
Man kennt die Liebesattacken
Der Jungens vom Gardedukorps.
Donnerwetter! Donnerwetter!
Wir sind Kerle!
Frauenandrang manchmal gradezu
grandios!
Donnerwetter! Jeder einzelne 'ne Perle!
Also wirklich! Donnerwetter, tadellos!



Giampietro, wie er in die Theatergeschichte eingegangen ist: als Gardeleutnant beim Vortrag des Couplets: »Donnerwetter, tadellos«, 1908 im Metropol-Theater.



ERICH URBAN:

WIE EINST IM MAI

Im Berliner Theater wechseln die Bilder blitzschnell, wie im Kino – Filmzauber! Gestern das neue, packende, kecke Milieu der Flimmerkunst. Heute ein tiefer Griff in das gute, alte Berliner Volksstück. Da ist der brave Berliner Schlosserlehrling Fritz Jüterbog mit dem goldenen Herzen und der großen Schnauze, der des Obersten liebreizendes Töchterlein Ottilie nicht kriegen kann – Anno 1838. Zwanzig Jahre später ist er bereits ein weitgereister Mann mit patentiertem Kunstschloß. Ottilie aber ist die unglückliche Gattin ihres Vetters Ernst Cicero, der sie bei Kroll betrügt. Dreißig Jahre weiter. Fritz Jüterbog ist jetzt der Kommerzienrat Friedrich Jüterbog. Frisch geadelt. Faltiges Gesicht. Weißes Haar. Wackelt schon leise mit dem Kopf. Auch ein Sohn, Heinrich, ist da. Moderner Geschäftsmann. Schneidig. Eiskalt. Und die dritte Generation erhebt sich in Heinrichs Sohn, dem kleinen Fritzchen, das auf Großpapas Schoß Hoppereiter macht und mit einem bedeutungsvollen Medaillon spielt. Ottilie, ebenfalls im weißen Haar, besucht ihn wegen ihrer Tochter Vera. Hat sich von Ernst Cicero scheiden lassen. Ist in den Bürgerstand hinabgerutscht. Heißt Schmidt. Mama Schmidt und Papa Jüterbog erkennen sich. Tanzen mit zittrigen Knien das Duett: »Das war in Schöneberg«, mit dem sie den ersten

Lisa Weise und Oscar Sabo in der Kollo-Operette »Wie einst im Mai«. Die Uraufführung war am 4. Oktober 1913 im Berliner Theater in der Charlottenstraße.

Akt beschlossen hatten. Gruppe, Rührung. Die Träne rinnt...
Und, was einst im Mai den alten Leutchen nicht geglückt ist, jetzt wird es wahr: Enkel Fred läßt seine feudale Braut schießen und heiratet Ottilies Enkelin Tilla. Dies das Gerippe, das die bewährten Hausdichter Rudolf Bernauer und Rudolph Schanzer mit allerhand Beiwerk, hübschen Bemerkungen und immer wiederkehrenden Redensarten (z.B. dem echt Bernauerschen Wort des Justizrats Pergamenter – Hermann Picha –: »Da staunt der Fachmann, und der Laie wundert sich« und Ernst Ciceros »Abends immer«) ausgeputzt haben.
Der größte darstellerische Erfolg des Abends knüpft sich an die Namen Oscar Sabo, Carl Meinhard und Josephine Dora. Walter Kollo und Willy Bredschneider, der auch die musikalische Leitung hat, haben die Musiknummern beigesteuert. Bredschneider die Rahmenmusik und Kollo die Stücke, auf die es ankommt. Ein paar davon sind sehr gelungen. Z.B. das »Schöneberg«-Duett mit seinem weichen, einschmeichelnden Refrain und der Marsch: »Die Männer sind alle Verbrecher«.

(B.Z. am Mittag, Oktober 1913)



Lisa Weise war der Operettenliebling der Berliner. Ihre Glanzzeit hatte sie etwa von 1912 bis 1925.
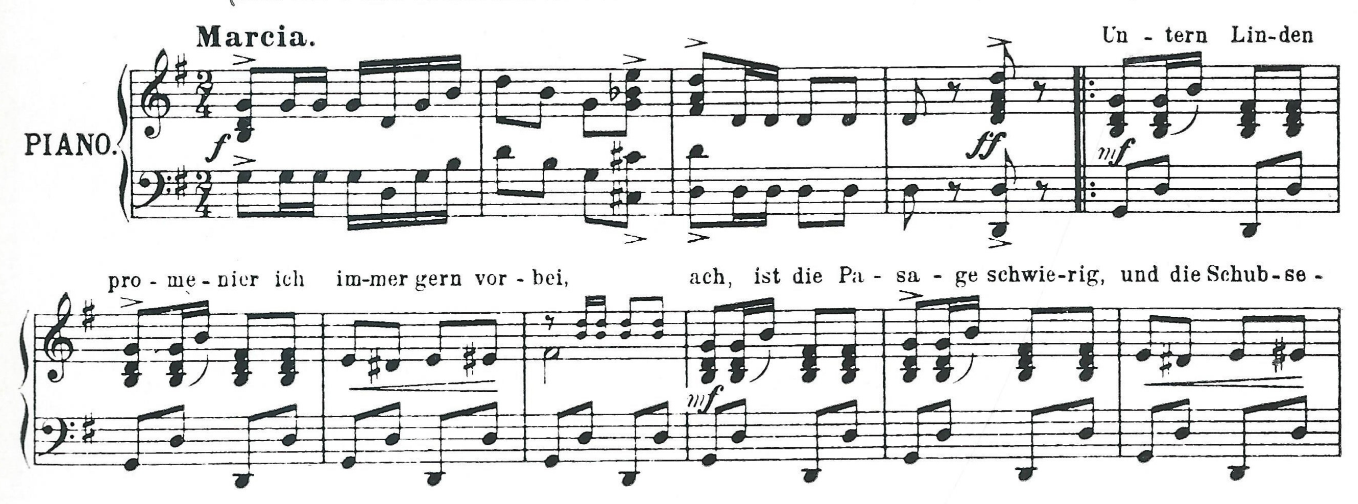


Walter Kollo.

Walter Kollo verdankt Berlin die berlinische Operettenmusik

»UNTERN LINDEN, UNTERN LINDEN...«

(Aus der Posse »Filmzauber« von Rudolf Bernauer und Rudolph Schanzer)





DAS IST DIE BERLINER LUFT

AUS DER OPERETTE
»FRAU LUNA«
VON PAUL LINCKE

Berlin! Hör ich den Namen bloß,
Da muß vergnügt ich lachen!
Wie kann man da für wenig Moos
Den dicken Wilhelm machen!
Warum läßt man auf märk'schem Sand
Gern alle Puppen tanzen?
Warum ist dort das Heimatland
der echt Berliner Pflanzen?

Der richtige Berliner gibt
Sich gastfrei und bescheiden.
Drum ist er überall beliebt,
Und jeder kann ihn leiden!
Wenn sonst man »Mir kann keener« sagt,
So sagt in jedem Falle,
Wenn's dem Berliner nicht behagt,
Er sanft: »Mir können se alle.«

Refrain:

Das macht die Berliner Luft, Luft, Luft,
So mit ihrem holden Duft, Duft, Duft,
Wo nur selten was verpufft, pufft, pufft,
In dem Duft, Duft, Duft, dieser Luft,
Luft, Luft.
Ja, ja, ja – das macht die Berliner Luft,
Luft, Luft,
So mit ihrem holden Duft, Duft, Duft,
Wo nur selten was verpufft, pufft, pufft,
Das macht die Berliner Luft!

Text (Auszug) von Bolten-Baeckers.

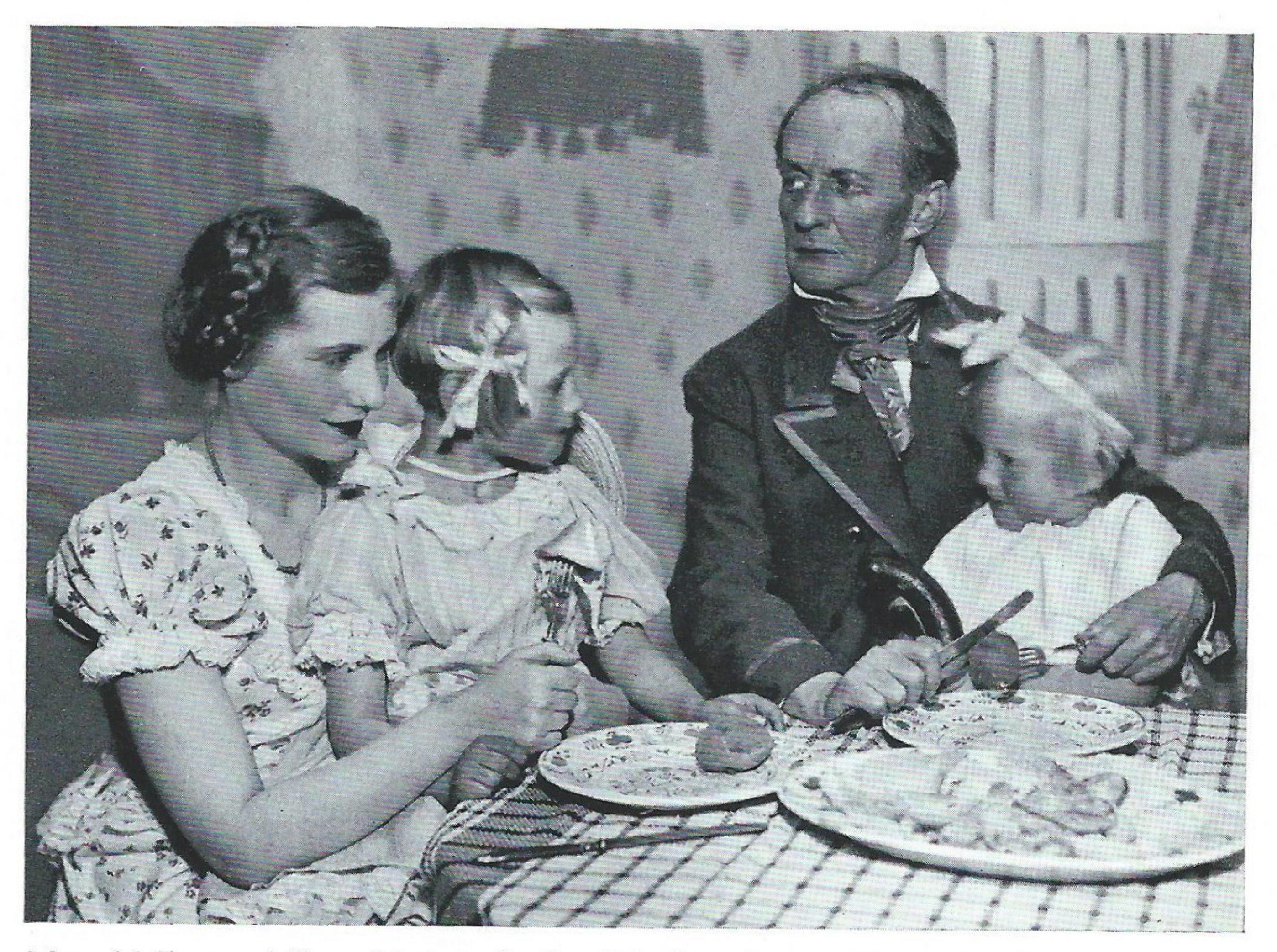
Paul Lincke am Klavier. Er spielt gerade Melodien aus »Frau Luna«; vorstehend einige Coupletverse seines Librettisten Heinrich Bolten-Baeckers. Stätte der Lincke-Operetten war das Apollo-Theater. Seine Plakate (siehe Zeichnung) beherrschten das Bild der Stadt.



Arthur Eloesser:

»DIE NATUR IS NISCHT FÜR MICH...«

Das war Max Adalbert



Max Adalbert und Grete Mosheim in der Altberliner Posse »Eine leichte Person« von Emil Pohl in der Berliner Volksbühne (Anfang 1933).

»Wann ist man eigentlich berühmt, Doktor«, fragte mich »Maxe«, wie ich ihn in Erwartung seiner zukünftigen Popularität schon früh genannt habe. »Das kann ich Ihnen ganz genau sagen«, so versuchte ich ihn aufzuklären, »Sie sind es noch nicht. Von Ihnen heißt es immer noch in den Besprechungen, daß Sie mehr oder weniger gut gewesen sind. Gestern war ich in der großen Reinhardt-Premiere. Ihr Kollege von der Komik, der W., spielte wie ein Schwein und wurde trotzdem bejubelt. Das ist berühmt.«
Adalbert zog die Stirn hoch, die, immer steiler wachsend, ihn später Moltke so ähnlich machte, und sagte in seiner einfachen, grade durch Unbetonung akzentuierten Art: »So weit bringe ich es auch noch.« Der große Ruhm, nach Jahren der Schätzung oder Anerkennung, kam auch ganz plötzlich zu ihm eines Abends, als er in einem reizenden Einakterzyklus von Curt Goetz mit mehreren Rollen auftrat, er spielte nicht besser und nicht schlechter als sonst, aber er war plötzlich populär, eine unentbehrliche Berliner Figur und ein großer deutscher Komiker.

*

An einem anderen Vormittag, so gegen halbzwei, hatte ich Veranlassung, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, der kleinbürgerlich unpersönlichsten, die je ein empfindliches Auge erschreckt hat. Seine Damen, deren Lebensaufgabe darin zu bestehen schien, daß sie auf den Chef der Familie warteten, erklärten mir, er sei eben zum Barbier gegangen, aber vor zwei würde er nicht wiederkommen. – Dann könnte ich ja das halbe Stündchen auf ihn warten. – »Aber, wir meinen ja zwei Uhr nachts. Ja, vom Barbier geht er vielleicht frühstücken. Dann sonstwohin. Dann geht er in den Klub. (Dort ließ er sein Geld). Dann hat er Theater. Dann geht er wieder in den Klub. Aber es kann auch später als zwei werden ...«

*

Einmal versuchte ich, ihn wenigstens auf den Weg zu Mutter Natur zurückzubringen. – »Lieber Maxe«, begann ich, »so wie ein Mensch, der sauber bleiben will, sagen wir, alle acht Tage baden muß, so muß er mal 'raus aus dem ewigen Kulissenplunder, auf Wanderschaft gehen, ein paar grüne Bäume sehen usw.« – Adalbert gab dann meinen Vorstellungen auch nach, um schon nach acht Tagen und recht enttäuscht, ich glaube aus dem Harz, zurückzukehren. »Nee, Doktor«, sagte er, »die Natur is nischt für mich. Und denn, auf den Brettern is man sicherer.«

Vossische Zeitung 12. September 1933

DER URKOMISCHE BENDIX

Der urkomische Bendix

Vor und nach der Jahrhundertwende war Martin Bendix ein Berliner Begriff. Jeder kannte den kleinen Mann, der Berliner Volkstypen unnachahmlich darstellen konnte. Er trat im American-Theater auf (aber die Berliner sagten dazu Amerikäng-Theater). Droschkenkutscher waren Bendixens Spezialität, und Redensarten, die wir heute noch »als Volksmund« gebrauchen, hat er erst in der Leute Mund gebracht. Von ihm stammen die Sätze »Uns kann keener«, »Sachte, et klemmt sich«, »Nu aber 'raus!«, »An den Kalmus piepen wir nich«, »Quatsch nich, Krause«. Er wurde auf der Bühne der Klassiker des Berliner Straßenjargons. Das »Sachte, et klemmt sich« hatte er von den Arbeitern am Baugerüst aufgeschnappt.

Er ging mit seinem Berlinertum auch auf Tournee und wurde naturgemäß nicht überall verstanden. In Holland aber fühlte er sich wohl und teilte das seinem Stammpublikum von der Bühne des American-Theaters nach seiner Rückkehr mit (da er in Holland gehört hatte, daß man dort *nee* statt *nein* sagt): »Die Holländer sind janz jute Berliner.« Damals gab es ein Konfektionsgeschäft in der Leipziger Straße, das sich »Goldene 110« nannte. Täglich erschienen Anzeigen in Versform in den Berliner Blättern. Jahrelang hat Bendix geheimhalten können, daß er der Dichter dieser Verse war. Sein Leben hat er als coupletsingender Gastwirt in der Oranienstraße 68 beschlossen. Als 1897 das »American-Theater« geschlossen wurde, ging der Urkomische zum Herrnfeld-Theater, das, mit seinen Chefs Anton und Donat Herrnfeld, eine Besonderheit im gemütlichen Berlin war, ehe der Marschtritt der Weltgeschichte dieser Gemütlichkeit den Todesstoß gab.

Felix Henseleit





Martin Bendix – er wurde »der Urkomische« genannt. Lieblingsfiguren des »Urkomischen« waren Berliner Volkstypen. Die Zeichnungen stammen von Ludwig Manzel (1891).

GRIFF IN DIE ANEKDOTEN-SCHATULLE

Der Besuch des Königlichen Schauspielhauses war für die Offiziere der Berliner Garderegimenter nicht immer nur ein privates Vergnügen — er wurde auf den Wunsch von »SM« vom Oberst dienstlich befohlen. Eines Abends gab es »Macbeth«. Einige Leutnants saßen in der Loge, und in der Pause entspann sich dieses »literarische« Gespräch:
»Is ja doll! Leichen, Leichen, nischt als Leichen«, sagte einer der militärischen Pflichtbesucher. Ein anderer meinte: »Is noch jarnichts — kommt noch viel doller.« Auf den fragenden Blick seines Kameraden, woher er dieses Wissen habe, sagte der schneidige Leutnant: »Prittwitz hat's im Kasino erzählt . . .«

*

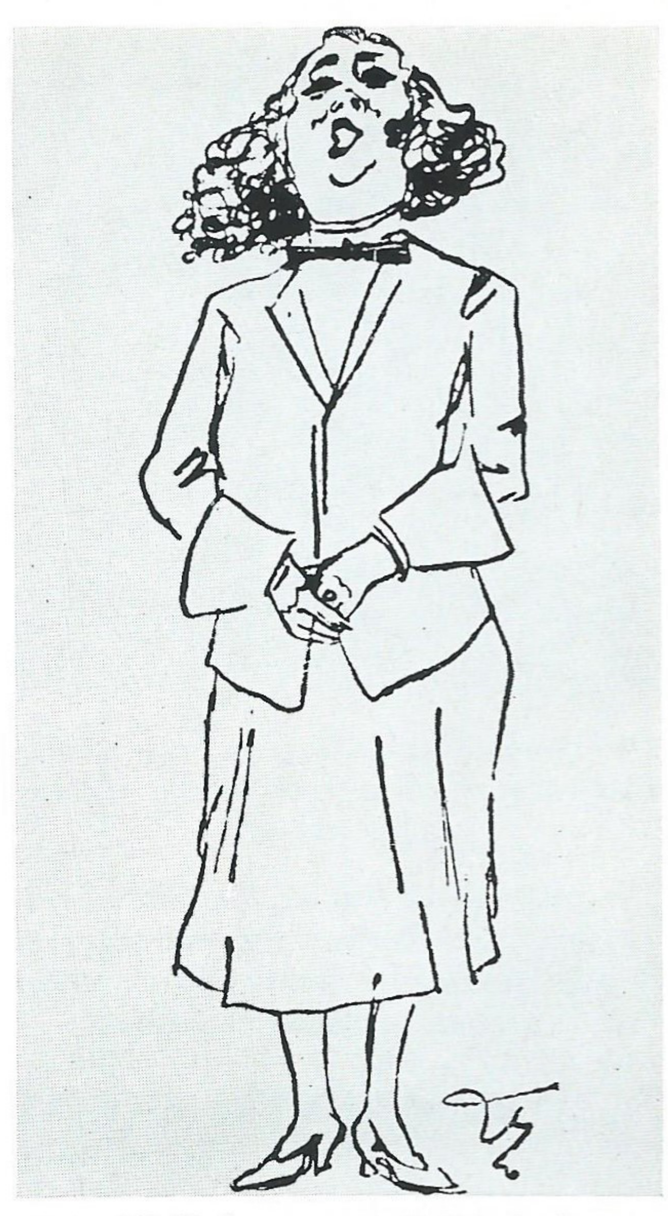
Fritz Beckmann, der Schöpfer des Nante auf der Bühne, ist ein wahres Anekdotenarsenal gewesen. Daß Nante sehr galant sein konnte, bewies er, als er bei einem Bankett zwischen den beiden schönen Schauspielerinnen Auguste und Charlotte von Hagn placiert wurde. Beim Niedersetzen sagte er: »Eine herrliche Stelle! Zwischen A. Hagn und C. Hagn kann man nur mit B. Hagn sitzen.«

*

Der Schauspieler Pohl, der sich gern an Beckmanns Prominenz wärmte, wollte, daß der Nante-Darsteller eine Schnurre zum besten geben sollte. Beckmann, der Pohl (übrigens nicht identisch mit dem Altberliner Possendichter Emil Pohl) abwimmeln wollte, erzählte, ihm hätte geträumt, er sei gestorben, an der Himmelspforte verweigerte Petrus ihm den Einlaß mit den Worten: »Schauspieler dürfen nicht in den Himmel.« — »Bestürzt«, so berichtete Beckmann weiter, »kroch ich wieder in mein Grab. Gleich darauf hörte ich, mein Kollege Pohl habe auch das Zeitliche gesegnet und sei in den Himmel gekommen. Entrüstet stellte ich Petrus zur Rede. ›Ja, lieber Beckmann‹, meinte der schulterklopfend zu mir, ›das stimmt schon, der Pohl ist hier – aber der war ja in seinem Leben auch kein Schauspieler.‹«

*

Mutter Gräbert, die nach dem Ableben ihres Mannes das »Vorstädtische Theater« am Weinbergsweg leitete (und zwar hervorragend leitete), war der Schrecken aller Bühnenautoren, da sie sich mit Händen und Füßen sträubte, Tantiemen zu zahlen. Im Jahrbuch der Berliner Bühnen 1925/26 war über Mutter Gräbert zu lesen: »Die Kerls sollen froh sind« – pflegte sie zu sagen —, »det ick ihre Stücke jebe, nu wollen se obendrin ooch noch Jeld haben!« Und nur mit großer Mühe gelang es den »Kerls«, ihr für die Erstaufführung wenigstens ein paar Taler zu entlocken. Als »Mutter Gräbert« nun gar zugemutet wurde, für jede weitere Aufführung ebenfalls Tantieme zu bezahlen, da brach denn doch bei ihr der gerechte Zorn los: »Wat? Ick denke ja jarnich dran! Det käme mir so vor, wie wenn ick mir 'ne Mantille koofe und jedesmal dafür bezahlen soll, wenn ick ihr anziehe.«



Claire Waldoff, von B. F. Dolbin in den 30er Jahren für die »B. Z. am Mittag« gezeichnet.

Sie sang einst nach der Walter-Kollo-Melodie in der Operette »Drei alte Schachteln« u.a. diese Verse von Herman Haller und Rideamus:

Ach Jott, wat sin die Männer dumm,
Wenn 'n Mädchen brav is, kiekt sich keener um,
Doch wenn se frech is, sin se jleich valiebt.
Wat's doch for Stiesels mang de Männer gibt!



Der strenge Kritiker – so sah ihn Edmund Edel 1903; er zeichnete ihn für die »Berliner Illustrirte«.

Der wohlwollende Kritiker, den Edmund Edel (1903 in der »Berliner Illustrirten«) nicht vergaß, als er einige Berliner Premierentypen zeichnete. (Bild rechts unten)

UND NACH DEM THEATER / Von C. K. Roellinghoff

(Erschienen 1927 in der »Berliner Illustrirten«)

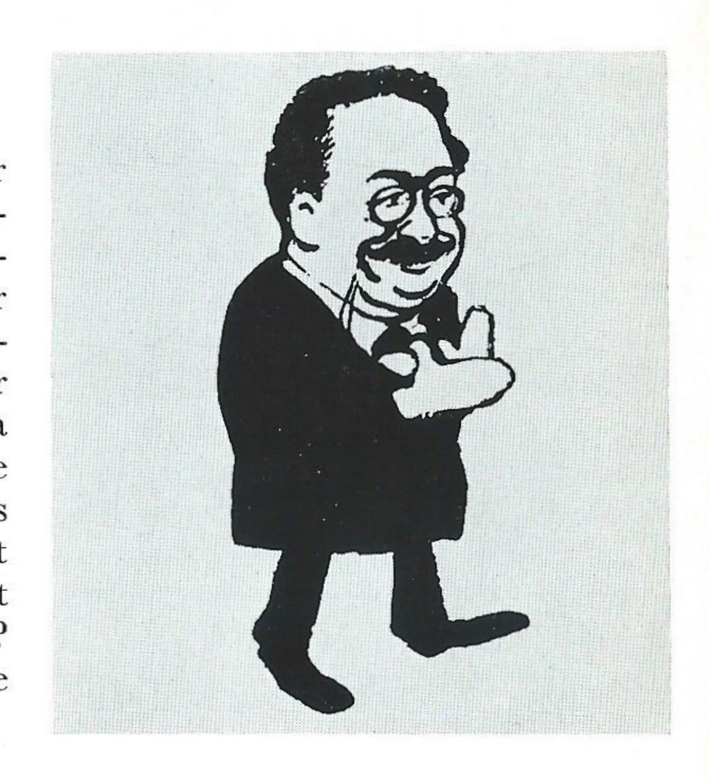
Schluß der Komödie –
Beginn der Tragödie:
Von allen Seiten gellt's –
»Fräulein! Da – den Bisampelz!«
»Fräulein!!! Ich hab' Neujahr was vor!!!«
»Na, schrei'n Sie doch mir nicht ins Ohr!!!«
»Fräulein! 77! 77!!! Da – an der Seite!!
77!!!« – – »Herr, wen interessiert Ihre Kragenweite!?«
»Fräulein, mein Hut fehlt, so'n runder, gelber!«
»Fräulein, jetzt hol' ich mirs selber!!!«
»Fräulein, heiraten Se, vielleicht hilft der Mann mit!«
»Fräulein, bringen Sie gleich den nebenan mit!«
»Kann jeder sagen! . . .«
»Ruhe!!! Ja, den, Fräulein, mit 'm Otterkragen!«
»Nie neben Otter gelegen, Verehrter!«
»Wer Sie gefragt hat!?« – »Fräulein, das is 'n verkehrter!«
»Nicht drängeln!« – »Selber!!« – »Fräulein, dem Knaben
hier geben Se die gute Erziehung mit raus gleich,
die scheint er auch mit abgegeben zu haben!«
»Herr!!! Das schreit nach gerichtlichem Ausgleich!!!«
»Fräulein!!! 77!!! Das ist ja schändlich!!!
Mir wächst hier ein Bart, Fräulein!!! Na endlich! . . .«

BERLINER NACHTKRITIK / Von Monty Jacobs

(Aus der Vossischen Zeitung 1931)

Früher, vor dem Kriege, war jede Theaterkritik eine Nachtkritik. Wir ließen uns von den feurigen Rössern der Droschken in unsere Redaktionen ziehen, schrieben, solange unser Herr, der Setzer, uns gewähren ließ, und versammelten uns nachher um Mitternacht zu einem Umtrunk in einer gastlichen Weinstube der Potsdamer Straße. Es wurde sehr spät. Dafür war der Schlaf nachher tief und erquicklich.

Hetzjagd? Gewiß, aber eine Hetze, die produktiv macht. Nichts elektrisiert den Journalisten, der seines Namens wert ist, heftiger als dieses Haus voll zitternder Unrast. Mag sein, daß das »beschlafene« Urteil einmal milder ausfällt. Ehrlicher aber ist, in Zustimmung oder Widerspruch, die Meinung eines Menschen, dessen Blut noch im Takte der Aufführung pulsiert. Der Lohn bleibt ja auch nicht aus. Denn am nächsten Tage spricht Tante Frida zu ihm: »Nur das eine verstehe ich nicht: Warum fährst du denn nach der Premiere nicht erst nach Hause, um Abendbrot zu essen? Und, was ich noch fragen wollte: wie war es denn gestern wirklich?«



»DRUM HOCH DIE FREIE PRESSE!«

Coupletstrophe aus der Altberliner Posse »Der Goldonkel« von Emil Pohl

Verachtet hat ein nobler Herr
Des Gutenbergers Kunst,
Ihr Vorwitz war ihm lästig sehr,
Ihr Nutzen — blauer Dunst.
Was hat den Stolzen über Nacht
Zum Schüler Gutenbergs gemacht?
Die Wahrheit muß er dulden still,
Die darf ihn nicht verletzen,
Wer mit dem *Geiste* kämpfen will,
Der muß die *Geister* schätzen.
Der Geist erkennt kein Ahnenrecht,
Ihm ist kein armer Kopf zu schlecht.
Die Druckerkunst siegt immer doch
Im chemischen Prozesse,
Ihr Kasten macht die Kasten gleich,
Drum hoch die *freie Presse!*



FÜR DIE FREUNDE UNSERES HAUSES

QUELLENNACHWEISE: Herrn Carl Wegner, dem Inhaber der bekannten Berliner Antiquariats-Buchhandlung, sind Hinweise und Leihgaben zu verdanken, ebenso den Berliner Theaterkritikern Herbert Pfeiffer und Walter Kaul, Frau Lucie Schröder, Fräulein Lilian Roellinghoff, dem Filmregisseur Gerhard Lamprecht, dem Berliner Publizisten Hans-Joachim Wiegand, dem Schauspieler und Schriftsteller Conrad Cappi. Das Foto von Lisa Weise (S. 43) stammt aus dem Privatarchiv Heinz Ullstein. Fotomaterial stellte der Ullstein-Bilderdienst (Seiten 2, 3, 7, 10, 13, 16, 19, 26, 27, 29, 31, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45). Das Ullstein-Textarchiv gab mit Quellenmaterial wertvolle Hilfeleistung. Besondere Hinweise kamen von Frau Vilma Frielingdorf (Ullstein-Bildarchiv) und Herrn Olof Ellendt (Ullstein-Textarchiv). Die Reproduktionen des Titelbildes und der Bilder auf den Seiten 21, 24, 25 sind erstmalig in einem Album erschienen, das Herr Gustav Bock, der Gründer und damalige Inhaber des Verlages Bote & Bock, gemeinsam mit dem Komponisten der Kalisch-Couplets, August Conradi, 1858 David Kalisch gewidmet hatten. Dem Verlag Bote & Bock sprechen wir unseren herzlichen Dank für die Genehmigung der Bildwiedergaben aus. Die Zeichnungen von Ludwig Manzel (Seite 46) sind dem 1891 erschienenen Bande „Berliner Pflaster" (Verlag Dr. W. Pauli) entnommen. Falls hier nicht anders vermerkt, entstammen Bildwiedergaben sowie Texte auch der Privatsammlung Felix Henseleit, soweit eine andere Quelle nicht aus der Beschriftung zu ersehen ist. Den Abdruck der Coupletstelle aus „Hunderttausend Taler" (Seite 19) von Hans Halden, der zusammen mit Emil Rameau die Kalisch-Posse 1930 einer Neubearbeitung unterzog, wurde uns vom Autor, der auch der Komponist der Couplets ist und der als Schauspieler und Schriftsteller in Berlin wirkt, freundlichst gestattet. Die Texte aus dem Volksstück „Das Fenster zum Flur" von Curth Flatow und Horst Pillau wurden der Bühnenausgabe mit freundlicher Genehmigung des Verlages Felix Bloch Erben, Berlin, entnommen. Der Abdruck der Texte „Das macht die Berliner Luft" und „Donnerwetter, wir sind Kerle!" erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Apollo-Verlages Paul Lincke, Berlin. Das Notenzitat „Untern Linden, untern Linden . . ." aus „Filmzauber" von Walter Kollo wurde uns von seinem Sohn, Willi Kollo, dem bekannten Berliner Autor und Komponisten, freundlicherweise überlassen. Zitate aus David Kalischs Posse „Einer von unsere Leut'" („Wo bleib ich?") und aus Heinrich Wilkens Volksstück „Hopfenraths Erben" sowie aus Emil Pohls „Der Goldonkel" entnahmen wir den Ausgaben, die im Verlag Philipp Reclam, Stuttgart, erschienen sind. Wir sprechen dem Verlag für die freundliche Genehmigung des Abdruckes der zitierten Stellen unseren herzlichen Dank aus. Die Textzitate aus dem Werk Carl von Holteis sind der Ausgabe letzter Hand (1867, Verlag Eduard Trewendt) entnommen. Die Texte aus dem „Stralauer Fischzug" von Julius von Voss, „Das Fest der Handwerker" von Louis Angely, aus Adolf Glassbrenners „Eine Landpartie", die auf Seite 10 zitierten Sätze von Georg Hermann über Glassbrenner sind den 1920 im Ullstein-Verlag erschienenen Büchern „Altberliner Humor" und „Das Berliner Lokalstück" entnommen. Weitere Texte aus David Kalischs Possen entnahmen wir den Kalisch-Heften, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Verlag A. Hofmann & Comp. herausgebracht hat. Das Auftrittslied aus der Posse „Die Mottenburger" von Kalisch und Weirauch entstammt einer Ausgabe des Werkes, das bei Wilh. Joh. Rother Nachf. gedruckt wurde. Der Abdruck der Textstelle aus „Im weißen Rössl" von Blumenthal und Kadelburg wurde uns vom Verlag Eduard Bloch, Berlin, freundlicherweise erlaubt. Die Texte und das Bild aus der Posse „Das Kunstkabinett" von Ludwig Lenz entstammen einer alten Erstausgabe, die der Autor 1840 erscheinen ließ. Die Szene aus Gerhart Hauptmanns Berliner Tragikomödie „Die Ratten" wurde mit Genehmigung des Propyläen-Verlages, Frankfurt/Main, wiedergegeben. Das Foto auf Seite 23 ist der Privatsammlung des Berliner Schauspielers Oscar Sabo entnommen, der dem Herausgeber liebenswürdigerweise mit Erinnerungen an die Aufführungen zur Verfügung stand, in denen er einer der Hauptdarsteller war.

Gesamtherstellung: Druckhaus Tempelhof, Berlin

